

N° 89 Frühling 2024
Euro 10,-

Streifzüge



Nichts ist besser geeignet, unsre Sicht auf soziale Zusammenhänge
zu verschleiern, als das ökonomistische Vorurteil.

Karl Polanyi

INHALTSVERZEICHNIS

ORTWIN ROSNER	3
Gesellschaft, die ihr Anderes nicht kennt	
LORENZ GLATZ	9
Krieg in der Ukraine: Vorkriegszeit im Westen?	
GERALD GRÜNEKLEE	11
Plädoyer gegen die Kriegstüchtigkeit	
FRANZ SCHANDL	13
Der Mahlstrom des Marktes	
MARKUS MOHR UND KLAUS WERNECKE	19
Erbe einer Fat cat	
RENÉ BOHNSTINGL UND LINDA LILITH OBERMAYR	25
Krisenmanagement im Namen der Sozialwissenschaften	
FRANZ SCHANDL	30
Bruchstücke	
STEFAN MERETZ	32
Der partizipatorische Wertekapitalismus	
EMMERICH NYIKOS	34
Gegenwart und Geschichte	
MARIA WÖFLINGSEDER	39
Kennen Sie Camus?	
ILSE BINDSEIL	44
Fukushima - ein Naturereignis?	
HERMANN ENGSTER	46
Leeres Zeichen - vergangene Zukunft	
PETRA ZIEGLER	52
Hinterm Horizont	

Der Westen wird diesen Krieg verlieren und mit ihm die malträtierete Ukraine. Weitere Waffenlieferungen werden daran nichts ändern, außer den Krieg zu verlängern. Verlieren sollte aber nicht nur die Ukraine, sondern auch Russland. Denn das Russland gewinnt, ist gar nicht gut. Alle Herrschaften müssen verlieren, aber nicht gegeneinander, sondern als solche haben sie überwunden zu werden. Dass tausende junge Männer für den globalen Irrsinn durchgeknallter Kräfte in Ost und West, in Süd und Nord büßen müssen, ist schlicht und einfach Wahnsinn. Von den zivilen Opfern ganz zu schweigen. Von den Weltordnungskriegen der Gegenwart haben wir noch einiges zu erwarten, sofern wir sie nicht abstellen können. Vorerst schaut es nicht so aus.

Das Problem sind die Verhältnisse an sich, Kriegsparteien sind lediglich deren Ausdruck. Es geht also nicht um Positionierung, sondern um Transposition. Transposition bezeichnet weder Partei noch Neutralität, sie versucht sich nicht im vorgegebenen Koordinatensystem zu verorten, sondern will die Destruktivität der Konfrontationen selbst zum Gegenstand machen. Transposition meint, dass es notwendig ist, einen Standpunkt jenseits der Konfliktebenen zu entwickeln. Das ist nicht zu verwechseln mit Äquidistanz oder Ignoranz. Es schließt konkrete Solidarierungen mit Opfern nicht aus. Solidarität gilt nicht Völkern, Kollektiven oder Staaten, sondern betroffenen Individuen, kurzum den leidtragenden Menschen in diesen Auseinandersetzungen. Transposition will nicht Flaggen hissen, sondern die Fahnen einrollen. Schwächt alle Fronten! Raus aus den Schützengräben! Wer für den Frieden ist, muss diese Kriege entwürdigen.

* * *

Wir wünschen eine anregende Lektüre und uns mehr Zuspruch. Ein Teil der Abonentinnen und Abonnenten erhalten wiederum ein zweites Exemplar. Bitte verschenken.

Franz Schandl

Ortwin Rosner

Gesellschaft, die ihr Anderes nicht kennt

Zu den Auswirkungen des Verlusts dialektischen Denkens

Das Wort als solches hört man zwar gelegentlich immer noch: „Dialektik“ oder „dialektisch“. Es wird dann und wann ganz gerne im Munde geführt, nicht selten allerdings auf eine Weise, dass man sich nicht sicher ist, ob die Beteiligten wirklich wissen, was es eigentlich genau bedeuten soll, oder ob sie es nicht bloß deswegen verwenden, weil es ein wenig imposant und gescheit klingt. Und erst recht zweifelt man, ob sie eine Ahnung davon haben, was für ein tiefer Anspruch sich mit diesem Ausdruck verbindet und was für eine ungeheuerliche, in letzter Konsequenz kaum zu bewältigende Herausforderung für unseren Alltagsverstand oder für unser Denken überhaupt sich darin verbirgt. Jedenfalls, wenn man den Begriff im engeren Sinn des Wortes meint, so, wie er sich seit Hegel im philosophischen Diskurs etabliert hat.

Seither hat die Dialektik viele Wandlungen erlebt und verschiedenste Schicksale durchlaufen, immer wieder wurde versucht, sie neu zu fassen, sie wurde uminterpretiert (Kierkegaard, Marx, Frankfurter Schule), sie wurde missverstanden, gehasst und über Bord geworfen (Popper und die logischen Empiristen), und in den vergangenen Jahrzehnten wurde sie insbesondere unter dem Einfluss der Franzosen als erledigt betrachtet. Die Spätphänomenologie (Levinas) und die Poststrukturalisten glaubten, mit ihr aufgeräumt zu haben und sie als unnötigen Ballast hinter sich lassen zu können. Das teils anarchische Werk von Autoren wie Foucault, Deleuze und Derrida lässt sich geradezu dahingehend lesen, dass sie versuchten, ganz andere Spielwiesen zu eröffnen.

Nichts davon sollte man in Bausch und Bogen ver-teufeln – indes: Das Ergebnis dieser, teilweise mit großem Optimismus losgetretenen, jüngeren Entwicklungen ist ernüchternd. Lässt sich doch der

tiefgehende geistige, sprachliche und kulturelle Verfall, der sich heutzutage an allen Ecken und Enden der Gesellschaft abzeichnet, das Verschwinden einer bislang wenigstens dem äußeren Anschein nach halbwegs vernünftig und fair ablaufenden Diskussionskultur, die Schließung und Versteinerung der öffentlichen Debattenräume bis hin zur Rhetorik der Kriegstreiberei, lässt sich doch das alles eben geradezu als Ausdruck eines drastischen Verlustes der Fähigkeit zu dialektischem Denken begreifen. Ja, es macht sogar den Eindruck, dass sämtliche kritische Zeitdiagnosen sich unter diesem Gesichtspunkt subsumieren und zusammenfassen lassen könnten, dass sie möglicherweise hier ihren gemeinsamen Nenner finden.

Vielleicht also waren in der einen oder anderen Art dialektische Auffassungsweisen, ohne dass wir es bemerkt haben, nicht bloß irgendwelche abstrusen spekulativen, gegen die Logik verstoßenden Denkformen, als die beispielsweise Popper sie abtut, sondern doch irgendwie auch Eckpfeiler grundlegender zivilisatorischer Standards, die derzeit am Zusammenbrechen sind. Denn ist es nicht gerade ein Zeichen unserer Zeit, dass im Hinblick auf den öffentlichen Diskurs das, was man gemeinhin kritische Reflexion oder kritische Selbstreflexion nennt, in einer tiefen Krise steckt, und zwar in der Form, dass – und das trifft doch wohl den Kern der Dialektik – insbesondere alle Fähigkeit verloren gegangen zu sein scheint, Gegensätze in eine sinnvolle, vielleicht sogar versöhnliche Beziehung zueinander zu bringen, und stattdessen nur mehr monolithische Begrifflichkeiten vorherrschen, welche die Welt auf eine merkwürdig archaisch anmutende Weise scharf in Schwarz oder Weiß tauchen, in Freund oder Feind, in Ja oder Nein, ohne dass mehr Vermittlungen gedacht

werden können, ja, ohne dass dies überhaupt noch erlaubt zu sein scheint? Ist dies nicht das Wesen etwa der Cancel Culture, nur um eines von vielen zeitgenössischen Phänomenen herauszugreifen, die hier als Beispiel dienen könnten?

Wie im Bann eines Freud'schen Wiederholungszwangs werden wir fortwährend dazu angehalten, uns entweder im Jahr 1933 oder im längst zu Ende gegangenen Kalten Krieg zu wähen.

Und auch als geschichtliche Kategorie hat das Denken in Vermittlungen und dialektischen Zusammenhängen ausgedient, in einer Welt, in der der herrschende Diskurs überall nur mehr ihn bedrohende Nazis und „Extremisten“ sieht, aber gleichzeitig so getan wird, als ob diese als das schlechthin Böse einfach vom Himmel gefallen wären. Völlig beziehungslos, wie abgespalten davon, stehen sie einer durch und durch guten und anständigen Mitte gegenüber, an der man nicht zweifeln darf. Oder man redet von Putin als „Monster“ (so hat ihn jemand tatsächlich gerade in einem E-Mail an mich bezeichnet), das zwar nicht geradezu aus dem Nichts gekommen sein soll, aber aus der schon von Reagan als „Reich des Bösen“ bezeichneten Sowjetunion – ganz so, als wäre die UdSSR nicht längst untergegangen und als hätte sich nicht dazwischen ungeheuer viel Geschichte ereignet, die viel eher als ursächlich für die derzeitigen geopolitischen Konflikte angesehen werden müsste. Wie im Bann eines Freud'schen Wiederholungszwangs werden wir fortwährend dazu angehalten, uns entweder im Jahr 1933 oder im längst zu Ende gegangenen Kalten Krieg zu wähen. Wenn das ein Verständnis von Geschichte ist, dann ein völlig stillstehendes (man möchte inzwischen beinahe dem mittlerweile verstorbenen Rudolf Burger recht geben, der vor der Fixierung auf den Nationalsozialismus warnte), und wenn das Dialektik ist, dann eine durch und durch kastrierte – ein erstarrtes Denken in Schachteln und Schubladen, gerade das, was die avancierte Dialektik nie sein wollte.

Das Stichwort „Monster“ könnte einen Hinweis darauf enthalten, womit man es hier zu tun hat: mit einem Rückfall in mythische Denkformen. Das ist sogar dort noch – oder, um auch hier dialektisch zu denken: *gerade* dort – der Fall, wo man sich auf die „Wissenschaft“ und die Werte der „Aufklärung“ beruft, denn wer das heutzutage tut, der tut das in der Regel, um alsbald rasch die bö-

artig gesinnten Dämonenvölker der „Fortschritts-“ und „Wissenschaftsfeinde“, „Wissenschaftsskeptiker“ oder „Wissenschaftsleugner“ als Bedrohung an die Wand zu malen. Nichts geht mehr ohne eine besinnungslos gewordene Mechanik der Polarisierung, scheint es.

Ist von hier aus nicht jene gigantische Transformation der Sprache verstehbar, die Franz Schandl meint, wenn er schreibt: „Das angewandte Sprachgut reduziert sich zusehends auf wenige Floskeln und Phrasen. [...] Die Sprache [...] schrumpft ein auf Schlagworte“? Und wäre Dialektik nicht in jener Formulierung enthalten, auf die er zurückgreift, wenn er demgegenüber mit den Worten von Günther Anders einen Umgang mit Sprache befürwortet, der es zustande brächte, „dass wir *in ihr über sie hinaus* gehen können“? „Sprache findet ihre Autonomie nicht länger durch Selbstbehauptung, sondern durch Entäußerung an die Sache, der sie innig sich anschmiegt“, heißt es übrigens in Entsprechung dazu bei Adorno. Stellen aber gerade diese beiden im Zusammenhang aktueller Debatten regelrecht antiquiert anmutenden Zitate, die ja auch tatsächlich der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstammen, nicht den schärfsten Kontrast zum allgegenwärtig gewordenen Stumpfsinn der Gegenwart dar?

Dialektik als Herausforderung für das Denken

Der vorliegende Aufsatz ist der Versuch einer groben Skizze der epochalen Veränderung, die der geistige Raum seit den 60er- und 70er-Jahren erfahren hat, und insbesondere der Verwandlung von wahrhaft linken Impulsen in jenen scheinlinken Mainstream, mit welchem wir es heute zu tun haben. Die Frage, die ich mir dabei stelle, ist, was den Unterschied ausmacht, im Wissen, dass die eingangs geäußerte These des „Verfalls“ prekär ist, schon deswegen, weil mit einem solchen Wort immer die Gefahr einer Verklärung der Vergangenheit gegeben ist. Der Schlüsselbegriff „Dialektik“ scheint mir allerdings geeignet zu sein, um Untiefen sichtbar zu machen, mit denen man es früher zwar auch zu tun hatte, weil es sie immer gegeben hat, seit es Menschen gibt, die man seinerzeit als progressiver Geist aber doch immerhin nach Möglichkeit zu thematisieren und zu überwinden trachtete.

Dafür müssen wir freilich zuerst einmal ins Auge fassen, was „Dialektik“ ist – und sie besteht eben keineswegs, wie Popper voller Empörung glaubt,

in der Auffassung, dass Widersprüche gleichgültig wären, sie ist keineswegs eine Zurückweisung des logischen Denkens, sondern vielmehr die größte Herausforderung dafür, und nein, wirkliche Dialektik ist gleichfalls nicht bloß dieses bilderbuchartige Konstrukt, als das wir sie im Schulunterricht kennengelernt haben, sie besteht eben nicht einfach aus dem simpel nachbetbaren Schema *These-Antithese-Synthese*. Dialektik „besteht“, und darin liegt der eigentliche Skandal für unser nach Verdinglichungen gierendes Denken, im Grunde aus überhaupt *nichts*. Sie will gar nichts „Bestehendes“ feststellen, sondern ist der waghalsige Versuch, die Lebendigkeit der Welt einzufangen, indem sie etwas veranstaltet, was immer über sich hinausgeht und in sein ihm Anderes überfließt.

Das aber berührt die elementare Frage nach der Identität und enthält darum eine Dimension, deren Problematik beispielsweise Popper nie verstehen konnte, für den eben das ist, was ist, und das nicht ist, was nicht ist, und beides zugleich, so meinte er, könne nicht der Fall sein. Von daher auch seine Entrüstung über die für die Dialektik grundlegende Idee, die These selbst könnte ihre Antithese, also ihr Gegenteil, bereits enthalten oder hervorbringen.

Dialektik und Humanität

Wir sehen aber an diesem Punkt vielleicht bereits, was das alles mit dem aktuellen Zustand des öffentlichen Diskurses zu tun hat: Er verfährt insofern durch und durch undialektisch, als er sich mit der – ich gebrauche bewusst diesen an das Religiöse anspielenden Ausdruck – dogmatischen Verkündigung starrer Identitäten begnügt. Hier sind wir auch schon mitten im Politischen. Um ein Beispiel zu nennen: Es ist einfach zu denken, da ist der Westen, da sind die Guten, da sind die Werte der Freiheit und der Demokratie, und dort ist Putin, die Bedrohung unserer Werte, der Feind von Freiheit und Demokratie, der Autokrat. Viel schwieriger ist es aber, die beiden als eine *Einheit* zu denken und sich einzugestehen, dass der Westen die Figur Putin, so, wie wir sie kennen, durch seine Politik nach 1990 selbst überhaupt erst hervorgebracht hat, und dass er darum, wenn er auf Putin schaut – im Grunde auf sein eigenes Spiegelbild schaut. Das eine erweist sich als die Identität des anderen, gerade in seiner Gegensätzlichkeit.

Wir wissen freilich, was für Folgen es haben kann, wenn wir so einen heutzutage geradezu blasphemischen Gedankengang äußern: Ebenso wie die Diskursmaschinerie mittlerweile einem jeden

schematisch seine Identität zuordnet, wird die Verknüpfung solcher Vorgeschichten mit dem auf die Tagesordnung Gesetzten mechanisch als „Relativierung“ von Verbrechen und damit selbst als Verbrechen gewertet. Letztlich ist damit Dialektik ein Verbrechen geworden, denn ihren Kern, so man einen benennen kann, macht nun einmal das fortwährende Relativieren aus, wenn man darunter den Versuch versteht, nichts für sich isoliert zu betrachten, sondern alles in Verhältnissen und Relationen und darum auch in seiner Entwicklung, in seinem Gewordensein zu fassen.

Um aber zu sehen, dass selbst bis in die Adern der Populärkultur die 60er und 70er geistig viel weiter und vor allem für dialektische Umschwünge offener als die Gegenwart waren, brauche ich mir etwa nur die eine oder andere Folge der alten Originalserie „Raumschiff Enterprise“ anzuschauen. In einer Episode, die den vielleicht nicht wirklich gelungenen deutschen Titel „Ganz neue Dimensionen“ (im Original: „Arena“) trägt, muss Captain Kirk auf einem fremden, wüstenartigen Planeten mit einem außerirdischen Echsenwesen einen Kampf auf Leben und Tod austragen. Als Kommandeur eines feindlichen Raumschiffs ist das Alien für ein blutiges Massaker auf einem Außenposten der Föderation verantwortlich, für einen brutalen Massenmord also, eine ganze Kolonie wurde ausgelöscht, und natürlich ist Kirk voll des Ingrimms und von der Idee beseelt, nicht nur das Monster umzubringen, sondern überdies das feindliche Raumschiff samt Besatzung zu zerstören, um ein Exempel zu statuieren.

Doch dann gibt es jenen Augenblick, in dem Kirk plötzlich versteht, dass sein Gegner nicht der absolute Bösewicht ist, für den er ihn gehalten hat, sondern dass das Monster so gehandelt hat, wie es gehandelt hat, weil es sich seinerseits durch das Heranrücken der Föderation an sein Territorium bedroht fühlte. Und Kirk verschont es, obwohl er weiß, dass das seinen eigenen Tod und die Vernichtung der Enterprise bedeuten kann, in Form eines Entschlusses also, der durchaus an die waghalsige Entscheidung der Titelheldin am Ende von Goethes Drama „Iphigenie auf Tauris“ anklängt, welche, so Adorno, „den selbsterhaltenden Geist ihrer Zivilisationsgenossen preis[gibt]“ – „[...] human wird sie erst in dem Augenblick, in dem Humanität nicht länger auf sich und ihrem höheren Recht beharrt“, folgert er in einer für ihn typischen dialektischen Denkfigur.

Was mit anderen Worten bedeutet: Erst dadurch, dass dem Mythos sein Recht zurückgegeben wird, kann sich die Aufklärung verwirklichen: „Hoffnung ist das Entronnensein des Humanen aus dem Bann, die Sänftigung der Natur, nicht deren sture Beherrschung, die Schicksal perpetuiert.“

Der Andere als das absolut Böse

Der Schritt, den Kirk hier vollzieht, ist, dass der Andere für ihn nicht mehr der völlig Andere ist, nicht mehr das absolut Fremde, sondern dass er sich selbst im Anderen wiedererkennt, im Nicht-Ich sein Ich, könnte man an dieser Stelle mit einer dezidiert der Philosophie des deutschen Idealismus entlehnten Wendung sagen. Auf einmal versteht er, dass der Andere nicht einfach nur der Andere ist, sondern auch mit ihm selbst und mit seinem eigenen Handeln zu tun hat, und dass er für den Anderen ja auch ein Anderer ist, das Andere des Anderen, ein Monster, eine Bedrohung für jenen ist wie er für ihn. Er selbst ist der Andere, überspitzt gesagt. Eine solche völlige Gleichsetzung würde allerdings die Dialektik wieder zum Erliegen bringen. Entscheidend ist denn auch – und das entspricht Adornos Denkfigur –, dass Kirk sein Gegenüber gleichzeitig übersteigt und dass er paradoxerweise eben gerade dadurch, dass er sich nicht über den Anderen stellt, erst über diesen hinausgeht.

Und infolgedessen entscheidet er sich für den Weg der Diplomatie statt für Rache und Abschreckung. Ich nehme an, es ist, auch ohne dass ich eigens darauf hinweise, anhand meiner Nacherzählung ersichtlich, wie vieles von der Handlung dieser Geschichte auf geradezu erstaunliche Weise seine

Entsprechung und seine Negation in den Ereignissen und Diskussionen rund um den Ukrainekrieg hat. Kirk ist ein „Putinverstehler“, wenn man so will, also etwas, was heutzutage eigentlich nicht mehr erlaubt ist. Ich hätte jedoch diese eine „Raumschiff Enterprise“-Folge nicht hergenommen, wenn ich das darin enthaltene geistige Material nicht als charakteristisch für das Spektrum der in den 60er- und 70er-Jahren zur Möglichkeit gereiften Denkformen erachten würde.

Man möge aber auch den Unterschied ins Auge fassen zwischen dieser 60er-Jahre-Version des „Aliens“ und dem absoluten Monster, wie es dann im Jahr 1979 im gleichnamigen Film von Ridley Scott etabliert wurde. Ungefähr zeitgleich wurde ein amerikanisches Action-Kino Standard, das von jenen humanen Botschaften, wie sie in den 60er-Jahren aufblitzen konnten, nichts mehr übrig ließ, viel lieber folgte man der Spur, die James Bond vorgegeben hatte: Ab nun ging es nur mehr darum, dass ein Arnold Schwarzenegger, ein Sylvester Stallone oder ein Bruce Willis als Art Übermensch möglichst unterhaltsam möglichst viele Gegenspieler abschlachtete. Der Andere fungierte nur mehr als das Böse schlechthin, das man dafür brauchte.

Reduktion, Zähmung und die Auslöschung des Anderen

Diese Entwicklung enthält freilich auch gegenläufige Aspekte, die sich nicht ohne Anstrengung in das hier gegebene Bild einordnen lassen. Gab es nicht zeitgleich den Aufstieg der Postmoderne, die ganz im Gegenteil den „Anderen“ geradezu feierte? Und haben in den vergangenen Jahrzehnten nicht

mandelbaum verlag	LUMPENZAUFISMUS ALS SOZIAL-REVOLUTIONÄRE ALTERNATIVE ZUR „KRIEGSFÄHIGKEIT“	WARUM IST DER KAPITALISMUS STRUKTURELL ALTERSFEINDLICH?	NOTWENDIGER DENN JE: EIN UMFASSENDES HANDBUCH KRITISCHER FRIEDENSFORSCHUNG	kritik & utopie
				
	GERALD GRÜNEKLEE NUR LUMPEN WERDEN ÜBERLEBEN <small>Die Ukraine, der Krieg und die antimilitaristische Perspektive</small> Die Ukraine, der Krieg und die antimilitaristische Perspektive 166 Seiten 15,- Euro	<small>Andreas Stückler</small> KRITISCHE THEORIE DES ALTER(N)S <small>mandelbaum verlag</small> ANDREAS STÜCKLER KRITISCHE THEORIE DES ALTER(N)S 488 Seiten 34,- Euro	<small>Josef Mühlbauer, Maximilian Lakitsch (Hg.)</small> KRITISCHE FRIEDENSFORSCHUNG <small>Konzepte, Analysen & Diagnosen mandelbaum verlag</small> JOSEF MÜHLBAUER, MAXIMILIAN LAKITSCH (HG.) KRITISCHE FRIEDENSFORSCHUNG Konzepte, Analysen & Diagnosen 528 Seiten 35,- Euro	

Kommunikationsratgeber, psychologische Bücher und Zeitschriftenartikel den Markt überschwemmt, welche die „Empathie“ und das Eingehen auf das Gegenüber geradezu zum zentralen Lebensinhalt erhoben haben?

Ein Verständnis dieser paradoxen Entwicklung ergibt sich vielleicht, wenn einem bewusst wird, dass diese beiden Diskursblöcke zwar den „Anderen“ zum Thema haben, die Idee des „Anderen“ dabei aber zumeist äußerst selektiv interpretiert wird. In jenem angloamerikanisch geprägten Strang der Postmoderne, der breite gesellschaftliche Wirkung entfaltet und Sprach- und Benimmregeln erlassen hat, die man unter dem Titel „politische Korrektheit“ kennt, geht es am Ende nur mehr um die andere Rasse, das andere Geschlecht und vielleicht auch die andere Religion. Das „Andere“ in dieser reduzierten Form erfährt, als simples Opfer von Diskriminierung gedacht, eine metaphysische Überhöhung, wie ihn früher mal das „Ich“ in der Philosophie innegehabt hat, es hat also in dieser Hinsicht bloß eine Vertauschung der Pole stattgefunden. Man kniet nun vor dem „Anderen“ statt wie seinerzeit vor dem „Ich“. Das Schwarzweiß-Denken bleibt erhalten, auch wenn es nun gegen den „alten, weißen Mann“ geht. Und man hält die gesellschaftlichen Gegensätze allen Ernstes für überwunden, wenn bloß eine Frau der neue James Bond werden würde oder ein Schwarzer der nächste Superman. Unverständlich ist den solcherart postmodern Sozialisierten, dass nicht bloß die Frau, der Schwarzafrikaner oder der Muslim der Andere ist – sondern genauso der FPÖ-Wähler von nebenan.

Die Kommunikations- und Psychorater bieten wiederum in einem gesellschaftlichen Rahmen dar, der als solcher von ihnen nie in Frage gestellt wird. Sie fungieren lediglich als zusätzliche Elemente im Werkzeugkasten einer instrumentellen Vernunft, einer bloßen Zweck-Mittel-Rationalität, für welche die Ziele (es geht auf die eine oder andere Weise immer um den „Erfolg“ und Selbstbehauptung im Alltag) grundlegend immer schon feststehen. Von jener raffinierten Dialektik, die einem einst den Boden unter den Füßen wegzog, ist hier nichts zu spüren, sie ist zusammengeschrumpft zu einer schematisierten Betrachtung zwischenmenschlicher Konflikte, gegen die man ein Rezept verschreiben möchte. Aus dem, was bei Adorno als fast unmögliche Utopie einer dialektischen Versöhnung aufblitzte, ist das harmonische Verhältnis geworden, das man sich mit dem Chef,

den Arbeitskollegen, der Kundschaft oder dem Partner wünscht. Man verspricht das Glück, indem man die Zügelung des Anderen in Aussicht stellt. Er soll seine Abgründe verloren haben, in die man früher einmal geblickt hat, wenn man sich mit ihm beschäftigt hat, und wie sie etwa in den Texten Kafkas sich erst richtig geöffnet haben.

Die einem in diesem Zusammenhang immer wieder unterkommende Technik oder Ideologie des „positiven Denkens“ schließlich ist geradezu der Versuch einer vollständigen Auslöschung des Anderen; ein Versuch freilich, der nie gelingen kann, weil er von seiner eigenen, ihm unbewussten Dialektik immer wieder eingeholt wird. Das Andere als „Negatives“ soll hier nicht einmal mehr gedacht werden, weil allein schon das Denken daran einem schaden könnte. Man soll sich nur positiven, das bedeutet, dem Ich angenehmen Vorstellungen hingeben. Tatsächlich aber entkommt man auf diese Weise dem Negativen nicht, denn das Positive, gerade auf diese strenge Weise gedacht, geht unweigerlich in seinen Gegensatz, das Negative, über, eben weil es die Negation des Negativen ist. Das aber ist ein Effekt, der für alle gilt, die glauben, das Andere ausschließen und so erledigen zu können.

Die Wiederkehr des Anderen

Das Andere, das man ausschließt und von dem man glaubt, dass es nichts mit einem zu tun habe, das kehrt wieder und wieder und immer wieder, das wiederholt sich erst recht. Genau dieses verleugnete Negative, von dem der Diskurs nicht anerkennen will, dass es sein Eigenes ist, taucht stets auf das Neue auf, wie ein Gespenst, das fortwährend wiedererstehen muss. Aus den innersten Eingeweiden der gesellschaftlichen Ordnung selbst taucht es auf, sie muss es ja auch selbst ständig neu reproduzieren, weil sie ohne es nicht sein kann, da sie erst aus dem Gegensatz ihre Identität und Daseinsberechtigung bezieht. Insofern befinden wir uns in der Tat wiederum in einem höchst dialektischen Zeitalter. Nichts mehr scheint Kraft aus sich selbst schöpfen zu können: Der Westen braucht Putin, um auf ihn alles Böse zu projizieren und sich selbst als das Gute darstellen zu können, die #Me-Too-Feministin braucht den übergriffigen weißen Mann als Monster, denn sonst könnte sie ja nicht gegen das angeblich in ihm personifizierte Patriarchat ankämpfen und wäre gar nicht das, was sie ist, die Hüter der politischen Korrektheit müssen sich immer neue Schreibregeln und Sprechverbote einfallen lassen, denn sonst könnten sie ja nicht

Genau dieses verleugnete Negative, von dem der Diskurs nicht anerkennen will, dass es sein Eigenes ist, taucht stets auf das Neue auf, wie ein Gespenst, das fortwährend wiedererstehen muss.

mehr Leute anklagen, die dagegen verstoßen, und sowieso muss man fortwährend überall lauter vermeintliche oder echte Nazis sehen, denn sonst könnte man sich ja nicht als Kämpfer gegen rechts inszenieren. Der heutige Diskurs braucht sein negatives Anderes wie die katholische Kirche den Sünder, wie James Bond seine Gegenspieler, die immer wieder neu aus dem Boden schießen, so viele er davon auch schon erledigt hat.

Dass man dadurch auch ständig Mimesis ans Andere betreibt, das heißt, dass man sich immer mehr dem angleicht, was man vorgeblich bekämpft, ist zwar eine Note, die den Protagonisten selbst unbewusst zu sein scheint, es ist aber offensichtlich, dass sie sich mittlerweile ununterbrochen jener Methoden bedienen, die sie anderen vorwerfen: Der Antifaschist, der Besuchern des Akademikerballs „das Tanzbein brechen“ will, redet schon selbst wie ein Faschist, der linksliberale Alpha-journalist, der den Hate Speech inbrünstig verurteilt, betreibt ihn gleichzeitig in seinen eigenen Kolumnen, wer eine nichtbeleidigende Sprache gegenüber Minderheiten einfordert, wirft selbst mit Beschimpfungen und Untergriffen nur so um sich, der grün-linksliberale Jungspund, der sich für weiß Gott wie progressiv hält, belehrt einen mit autoritären Sprüchen, von denen er nicht weiß, dass sie denen zum Verwechseln ähnlich sind, mit denen die Väter und Großväter von Angehörigen meiner Generation uns die Aufmüpfigkeit abgewöhnen wollten, und der politische Funktionär eines NATO-Landes, der sich in einem Augenblick über Putins Propaganda empört, hat im nächsten kein Problem mit Propaganda, wenn es die der NATO ist.

Aber auch auf einer anderen Ebene schlägt die Dialektik zurück: Denn im „positiven Denken“ steckt doch vielleicht auch das berühmte Körnchen Wahrheit; was heißt, dass durch und durch negative Vorstellungen, die man andauernd verbreitet, dann eben auch irgendwann Wirklichkeit werden. Das nennt man „self-fulfilling prophecy“ und bedeutet: Wenn man nur lange genug überall „Rechtsextremisten“ sieht und dauernd von ihnen spricht, dann macht man sie damit eben irgendwann real. Das Fehlen jeglicher Dialektik führt als Mechanismus der Projektion zu paranoiden Psychosen, zu der zum Massenwahn geratenen fixen Idee, wir wären wieder im Jahr 1933 und von lauter Nazis umstellt und könnten selbst nun so etwas wie Sophie Scholl werden, wenn wir die AfD verbieten und ein Einreiseverbot gegen Martin Sellner erlassen. Dieser, ein Anfang des Jahres der breiten Öffentlichkeit Deutschlands noch unbekannter Aktivist, wurde durch die breite Aufmerksamkeit, die man auf ihn richtete, aber erst so richtig in die Mitte hereingeholt, und man sieht ihm die Freude darüber an, wie seine angeblichen Gegner ihn populär gemacht haben.

ORTWIN ROSNER hat
Germanistik und Philosophie in Wien
studiert.

LITERATUR

- | | |
|--|--|
| www.vordenker.de/
ggphilosophy/popper_was-
ist-dialektik.pdf | G. W. F. Hegel,
Hauptwerke in sechs Bänden.
Bd 1: Die objektive Logik,
Bd 3: Wissenschaft der
Logik, Hamburg 1999. |
| Th. W. Adorno,
Zum Klassizismus von
Goethes Iphigenie, in: Th.
W. A.: Noten zur Literatur,
Frankfurt a.M. 1998. | F. Schandl, Im Käfig der
Sprache, in: <i>Streifzüge</i> 88. |
| G. Anders, Philosophische
Stenogramme, München
1965. | |

Lorenz Glatz

Krieg in der Ukraine: Vorkriegszeit im Westen?

Die Sowjetunion und ihr Militärpakt sind zerfallen, nicht so die von den USA „zum Schutz“ vor der UdSSR gegründete NATO. Vielmehr „the problem with a state having lots of capabilities is that if it has them, it's going to want to use them“ (Kenneth Waltz, amerikanischer Politologe). Daher hat die übriggebliebene Supermacht die sich am Ende des Kalten Kriegs ergebenden „capabilities“ genutzt und die ehemaligen Warschauer Pakt-Staaten sowie die baltischen Republiken der gescheiterten Sowjetunion mit Hilfe der regierenden Eliten Zug um Zug der Nato einverleibt und die westliche Überlegenheit weiter vergrößert.

Der Anschluss der Ukraine aber würde den Kippunkt für die Weltmachtstellung Russlands, des mit der Hälfte der Bevölkerung weiter existierenden, atomar bewaffneten Kerns der Sowjetunion, bedeuten. So hat es der Präsidentenberater Brzezinski (The Grand Chessboard, 1997) analysiert, und die politischen Führer der USA gingen ans Umsetzen – mit der „oranen Revolution“ in der Ukraine 2004, dem antirussischen Putsch 2014 und der Erklärung des NATO- und EU-Beitritts zu einem Staatsziel 2019. Russland reagierte mit der Besetzung der überwiegend russischsprachigen Krim und der Unterstützung des Aufstands im gleichartigen Donbas 2014 und schließlich mit der Invasion der Ukraine 2022. Seitdem macht der Westen schleichend mobil.

Als prorussische Kriegspropaganda gilt im Westen alles, womit eins auf die Beteiligung von USA, NATO und EU an der Entwicklung zum und im Krieg hinweisen, ja selbst eine Äußerung des Papsts, in der er für sofortige Friedensverhandlungen eintritt. Die Sprachregelung vom „Angriffskrieg“, die Personalisierung des Feindes auf „Putin“, das von den Präsidenten der USA und der EU abwärts proklamierte „aktuelle“ Ziel eines „Siegs über Russland“, die massiven Waffenlieferungen an die Ukraine und das Training ihrer Soldaten in den NATO-Ländern, die laufend nachgeschärften Wirtschaftssanktionen und die Behauptung, dass die Ukraine „die westlichen

Werte“ und die Demokratie gegen das autoritäre „Putin“-Regime in Russland verteidigt – all das und noch mehr sind inzwischen den Bewohnern des Westens vertraute Verlautbarungen.

Vergessen gemacht sind hingegen Darstellungen wie die der deutschen „Bundeszentrale für politische Bildung“, die der ukrainischen Politik 2013 noch zuschreibt: „Fehlende Rechtsstaatlichkeit, mangelnde Bürgerrechte, Demokratiedefizite, Korruption und prügeln die Parlamentsabgeordnete bestimmen das mediale Bild“. Seit dem Einmarsch russischer Truppen kommen zudem noch die Verbote der wichtigsten Oppositionsparteien und die vorsorgliche Absage der Präsidentschaftswahlen hinzu.

Keine Rolle mehr spielen inzwischen auch die kurz nach dem russischen Überfall unter israelischer und türkischer Vermittlung aufgenommenen Verhandlungen zwischen den Kriegsparteien. Dabei wurde von ukrainischer Seite ein Plan vorgelegt, der den Verzicht auf den NATO-Beitritt, eine Neutralitätserklärung und die Bewerbung um einen EU-Anschluss beinhaltet. Der Vertrag sollte durch eine Reihe von Garantiestaaten geschützt und die Fragen bezüglich der von Russland besetzten Krim und der annektierten Gebiete des Donbas sollten binnen 15 Jahren in bilateralen Verhandlungen gelöst werden. (FriedensForum Ausgaben 4/2023) Laut dem um Vermittlung bemühten damaligen israelischen Ministerpräsidenten Bennett „gab es eine gute Chance auf Waffenstillstand, wenn sie ihn nicht verhindert hätten“. Mit „sie“ sind Großbritannien und die USA gemeint, die die Ukraine dazu bestimmten, den Krieg gegen Russland weiterzuführen. (Interview *Berliner Zeitung* 6.3.23)

Der Krieg zieht sich mittlerweile in die Länge. Und seit die Waffenlieferungen an die Ukraine die Vorräte der westlichen Heere und die Kapazitäten der Rüstungsindustrie strapazieren, wird ohne Scheu die im Gang befindliche „Umstellung auf Kriegswirtschaft“ und die „Massenproduktion von Rüs-

tungsgütern“ verkündet. Allein Deutschland hat für das „aktuelle Ziel“ umgehend 100 Mrd. Euro Kredit als „Sondervermögen Bundeswehr“ seiner Bevölkerung in Rechnung gestellt, was immerhin ein zusätzliches Zweijahresbudget für die Bundeswehr ausmacht. Generell rüsten die europäischen EU- und NATO-Staaten schon länger auf. Zwischen 2013 und 2023 stieg deren Wirtschaftsleistung um 12 Prozent, die Gesamtbeschäftigung um 9 Prozent. Die Militärbudgets nahmen dagegen um 46 Prozent zu und lassen die Aktienkurse der Kriegsindustrien boomen. Und in der Zuversicht, „dass Putin besiegt wird“, haben die Eliten des bislang neutralen Schwedens und Finnlands ihre Länder „sicherheitshalber“ in die Nato geführt.

Sterben, Bluten, unter Trümmern liegen müssen dafür zunächst einmal die Ukrainer*innen und die Soldaten Russlands, sofern sie nicht rechtzeitig ins Ausland geflohen sind. Den „Heldentod“ sind so in

den letzten zwei Jahren weit mehr ukrainische und russische Soldaten gestorben als amerikanische in zwölf Jahren Krieg in Vietnam. Aber inzwischen ruft auch der beliebteste Politiker des großen Nachbarn Österreichs, Verteidigungsminister Pistorius, nach einer „kriegstüchtigen deutschen Truppe“ (*Deutsche Welle* 4.4.24), und auch hierzulande fordert der „Risikobericht“ des Ministeriums: „Österreichs Bundesheer muss kriegsfähig gemacht werden“ (*Kurier* 29.1.24)

Der französische Präsident Macron hat im Februar das Tabu eines Atomkriegsrisikos bei einer direkten Konfrontation von NATO und Russland in Frage gestellt und die Entsendung von französischen und anderen NATO-Truppen gegen Russland in die militärische und politische Debatte gebracht, und laut Polens Premier Donald Tusk sei Europa „in einer Vorkriegszeit“ und müsse „bereit sein“. (*Frankfurter Rundschau* 30.03.2024).

STANDING TOGETHER

Seit dem letzten Oktober haben in unserer von Gegensätzen zerrissenen Welt im Windschatten der Großmächte Hamas, Israel und Iran die „Vorkriegszeit“ weiter vorangebracht. Wir wollen hier statt auf diese Bedrohungen einen Blick auf ein Gegenstück, eine israelisch-palästinensische Bewegung gegen den Krieg, werfen, die sich im Land und in der Diaspora rührt und sich international „STANDING TOGETHER“ nennt. Wir zitieren aus ihrem „About us“.

Die aktuelle gesellschaftliche Realität ist unerträglich. Die endlose Besetzung nährt Gewalt, Angst und Hass zwischen Israelis und den diskriminierten Palästinensern. Die wirtschaftliche Ungleichheit weitet sich aus, die Armut vertieft sich. Frauen, Einwanderer, die LGBTQ+-Gemeinschaft, ältere Menschen und Menschen mit Behinderungen werden sozial, wirtschaftlich und politisch ausgegrenzt. Arbeitende müs-

sen immer länger mit stagnierenden Löhnen arbeiten, während die Lebenshaltungskosten weiter steigen. Unsere politischen Führer schüren Angst und Rassismus, um uns zu spalten. Sie sind zunehmend abgehoben und korrupt, liefern endlose Kriege, achten nur auf die Reichen.

Trotz der tiefen Krise haben wir Hoffnung: Gewerkschaften, Kampagne gegen die Besetzung, Umweltbewegung und vieles mehr. Solange sie jedoch getrennt bleiben, ist ihre Macht eng begrenzt. Für Frieden, Gleichheit und ein lebbares Klima brauchen wir eine Massenbewegung. NGOs und linke Parteien können nicht mehr weite Teile der Bevölkerung mobilisieren. Viele Menschen wollen Frieden und ein Ende der Besetzung, unterstützen Gleichheit und stehen gegen Rassismus, widersetzen sich der Herrschaft durch Reichtum. Sie brauchen eine Bewegung, die sie vereint, zum Handeln inspiriert und

ihre Solidarität in eine mächtige Kraft verwandelt.

Zusammenstehen baut ein gemeinsames Zuhause für alle, die Hass ablehnen und Empathie pflegen. Wir werden unsere Differenzen nicht ignorieren, sondern uns an eine echte Partnerschaft gemeinsamer Interessen halten, eine gleichberechtigte Gesellschaft, die uns allen dient, die jeden Menschen mit Würde behandelt, die Frieden und ein gutes Auskommen für Israelis und Palästinenser, Juden und Araber erreichen will. Eine Gesellschaft, in der wir alle wirkliche Sicherheit, angemessenen Wohnraum, hochwertige Bildung, gute Gesundheitsversorgung, ein lebbares Klima, ein angemessenes Einkommen und die Möglichkeit, mit Würde zu altern, genießen.

Eine solche Gesellschaft ist möglich – wir sind dabei sie zu bauen.

Gerald Grünekleee

Plädoyer gegen die Kriegstüchtigkeit

„Boris Pistorius hat sich etwas getraut, was viele bislang gescheut haben. Bei ‚Berlin direkt‘ sagte er, Deutschland müsse ‚kriegstüchtig‘ werden. Eine Aussage, die überfällig ist“, so Ines Trams nicht etwa in einem Magazin für Bundeswehroffiziere, sondern dem ZDF, am 31.10.2023. „Pistorius spricht unbequeme Wahrheit aus“, so ist ihr Beitrag über die jüngsten Wortmeldungen des Bundesverteidigungsministers in der Mediathek betitelt. Soso, eine „unbequeme Wahrheit“, unter einer „Wahrheit“ geht es in Zeiten fortgeschrittener Militarisierung der deutschen Gesellschaft nicht. „Kriegstüchtig“, er betonte mehrfach, dass dies kein Versprecher nach Art der Baerbock’schen Kriegserklärung war. Die „öffentlich-rechtlichen“ Medien verkommen vollends zum Militärfunk in dieser Zeit. Militarismus ist „Wahrheit“, friedensbewegte Positionen sind also „Fake“, Putins Desinformation aufgesessen. Orwell hätte Stoff für eine Real-Satire ohnegleichen gehabt. Etwas anderes als „noch mehr Krieg, noch mehr Waffen“ fällt der herrschenden Politik und den reichweitenstarken Medien gar nicht mehr ein. Ex-Verteidigungsminister Guttenberg bezeichnete Pistorius als „Lichtblick“ in der „Maischberger“-Talkshow am 14.11.2023. Erhöhungen des Verteidigungsetats werden kaum mehr hinterfragt, während im Sozialbereich ohne Ende Gelder zusammengestrichen werden. Ein regelrechter Großversuch, wie viel die Menschen bereitwillig hinnehmen (und wer wundert sich da eigentlich wirklich noch über den Zulauf zur AfD?).

Eine zur allgemeinen Dienstpflicht (unter Einbeziehung der Frauen) ausgebaute Wehrpflicht wird allen Ernstes diskutiert, angeregt durch keinen Geringeren als den Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier. Man kann sich des Eindrucks nicht

erwehren, dass der Krieg in der Ukraine manchen ganz recht kommt, denen die deutsche Anti-Kriegs-Stimmung immer schon suspekt war. „Töten und getötet werden gehört zur neuen Realität“, so die *Welt*-Journalistin Dagmar Rosenfeld bei „Maischberger“. Nun fallen offenbar, verstärkt durch den Umstand, dass die Militarisierung bisher von weiten Teilen der Bevölkerung mitgetragen wird, alle Schranken. Eine „Zeitenwende“, die täglich in den Medien als alternativlos heruntergebetet wird, wird als sich selbst erfüllende Prophezeiung herbeidiskutiert. Der „Staatsbürger in Uniform“ als neue Normalität, inklusive Traditionspflege, ein „Veteranentag“ soll her, unterstützt von SPD, FDP, Grünen, CDU, CSU. Diese „Zeitenwende“ soll nicht nur zur Reaktivierung der Wehrpflicht (gar ihrer Erweiterung) beitragen – abgeschafft war sie ohnehin nie, lediglich ausgesetzt, und dies auch nicht aufgrund demokratischer oder friedenspolitischer Beweggründe, sondern aufgrund einer angestrebten Effizienzsteigerung der Armee als schnelle, globale Eingreiftruppe: Die vielen Wehrpflichtigen waren dafür schlicht überflüssig, zu teuer, die „Truppe“ dazu in jener Phase nicht „kriegsfähig“ genug.

Die „Zeitenwende“ überstrahlt alle gesellschaftlichen Bereiche. Für die nicht „Dienstpflichtigen“ soll dann womöglich eine „Arbeitspflicht“ (CDU-Generalsekretär Linnemann im Oktober 2023) kommen, wo Staatsbürgerpflichten doch gerade weithin anerkannt werden, soll die Gunst der Stunde genutzt werden. Auch in der Bildungs- und Forschungspolitik schreitet die Militarisierung voran. Seit Jahren schon wirbt die Bundeswehr – trotz offiziellem Werbeverbot – auf unterschiedliche Weise an den Schulen, nun will die FDP gar „Jugendoffiziere“ an die Schulen

schicken. Unter dem Vorwand, die Forschung „vor China zu schützen“ will Bundesforschungsministerin Stark-Watzinger „die Trennung von ziviler und militärischer Forschung hinterfragen“. Auch diese Trennung ist ohnehin schon reichlich wackelig, doch noch gibt es die sogenannte „Zivilklausel“. Militärmanöver verstärken das allgegenwärtige Säbelrasseln. „Zur glaubwürdigen Abschreckung gehört auch die Fähigkeit zum Angriff“, so der Inspekteur der deutschen Marine, Vizeadmiral Jan Kaack. Entsprechend reihen sich die Manöver immer schneller aneinander. Im Juni 2023 fand mit „Air Defender“ das größte Luftwaffenmanöver der NATO seit deren Gründung statt und im September 2023 fand mit „Northern Coasts“ das größte NATO-Seemanöver seit langem statt. Im November fand im durch die Castor-Transporte widerstandserprobten Anti-Atom-Kreis Wendland ein Manöver niederländischer Soldaten statt – und es gab wenig Proteste, immerhin aber unter dem Motto „Krieg beginnt

hier“ einige kleinere Blockaden gegen die Manöverfahrzeuge. Bei alledem fragt kaum einer mehr danach, wem das alles nutzt, und was die möglichen Interessen dahinter sind. Die Debatten sind entkontextualisiert: kein Kontext, kein Zusammenhang, keine Analyse; mehr noch: Analyseverbote ohne Ende, erst Corona, dann Ukraine, nun auch Israel/Palästina. Wer sich diesem Verbot widersetzt ist ein Systemrisiko, wird bedroht durch existentielle Gefährdungen bis zum Berufsverbot. Diesem Druck alleine zu widerstehen scheint fast unmöglich. Eine umfassende, breite antimilitaristische Perspektive ist daher von zentraler Bedeutung.

GERALD GRÜNEKLEE
ist Antiquar, ausgebildeter
Sozialpädagoge und Autor

Alfred Fresin Wie kommt der Kapitalismus an sein Ende?

Kritik an Vorstellungen zum Abgang dieser Ökonomie



Schon wieder ein Buch, das den Abgang dieser Ökonomie beschwört oder prophezeit? Nein, ganz und gar nicht: Es geht darin vielmehr um eine kritische Auseinandersetzung mit Vorstellungen von Kapitalismuskritikern vom Ende des Kapitalismus und mit praktizierten Versuchen, diesen zu überwinden.

Nach einer Zusammenfassung der daraus resultierenden wichtigsten Erkenntnisse wird skizziert, wie der Kapitalismus tatsächlich an sein Ende käme.

Diejenigen die sich ernsthaft die Frage nach einer Alternative stellen, werden schließlich auch fündig.

Die „bedürfnisorientierte Versorgungswirtschaft“, die der Autor in einem anderen Buch ausführlich vorgestellt hat, wird kurz dargestellt und kritische Stellungnahmen besprochen.

Übersichtliche Gestaltung und verständliche Sprache zeichnen dieses Buch aus.

Weitere Informationen im Internet

Erschienen im Peter Lang Verlag

Franz Schandl

Der Mahlstrom des Marktes

Über die Einbettung der Gesellschaft in die Marktform

„Nichts ist besser geeignet, unsre Sicht
auf soziale Zusammenhänge zu verschleiern,
als das ökonomistische Vorurteil.“
(Karl Polanyi)

Selten hat mich eine Lektüre so angespornt, aber auch so ambivalent, ja ratlos zurückgelassen wie die Schriften des Wirtschaftshistorikers und Sozialanthropologen Karl Polanyi (1886–1964). Die große Leistung des Buches „The Great Transformation“ (1944) besteht in der strikten und konsequenten Historisierung der Marktwirtschaft. Mit aller notwendigen Redundanz geht unser Autor da vor. Niemand hat eine ähnlich dezidierte wie insistierende Absage auf den Markt und die zu Recht nach ihm benannte Wirtschaft formuliert wie Karl Polanyi.

Historisierung statt Projektion

„Der Wirtschaftsliberalismus war in dem Irrtum befangen, dass seine Praktiken und Methoden die natürliche Konsequenz eines allgemeinen Gesetzes des Fortschritts seien. Um sie diesem Muster anzupassen, wurden die dem selbstregulierenden Markt zugrunde liegenden Prinzipien auf die gesamte Geschichte der menschlichen Zivilisation rückprojiziert.“ (T 365) Das ist freilich mehr als ein Irrtum, es ist notwendig falsches Bewusstsein, eine ideologische Glanzleistung, die voll auf der Linie marktkonformer Interessen liegt, diese weltanschaulich unterfüttert. Da man die Zukunft so dachte wie die Gegenwart, musste schon die Vergangenheit so gewesen sein. So heißt es bei George Orwell: „Wer die Vergangenheit kontrolliert, der kontrolliert die Zukunft; wer die Gegenwart kontrolliert, der kontrolliert die Vergangenheit.“

Soziale Setzung hat jedenfalls als Natur zu erscheinen. Indes sie wird nicht bewusst aktiviert, sie passiert vielmehr in aller Vehemenz. Niemand hat sie ausgeheckt, trotzdem oder vielleicht gerade deswegen entwickelt sie eine immense Kraft, da sie sich direkt aus den Gegebenheiten speist. Ihre Wucht schafft Fakten. Wie wollen wir auch das, was täglich

durch unser Tun geschieht, was wir ständig betreiben, anders als natürlich auffassen? Das Falsche drängt sich in seiner Unmittelbarkeit als *unbedingt notwendig* auf. Seine Bestätigung ist Folge unserer Betätigung. Und diese ist permanenten Charakters, strukturell, erscheint uns nicht als aufgeherrscht, sondern als faktisch und somit unhintergebar. Anpassung ist unausweichlich. Die Erfahrung, sie sagt uns nichts anderes, als dass das, was ist, auch zu sein hat. Der schlichte Beweis liegt in unserer täglichen Reproduktion. Der gesunde Menschenverstand als Übereinstimmung mit dem Schein der Welt, ist der mächtige Partner solcher Deklamation.

Natürlich ist nichts natürlich, alles Soziale, insbesondere jede herrschaftliche Konstitution will als quasi natürlich erscheinen, und daher propagiert sie sich auch so. Unser Ökonomie-Begriff ist ein Kind seiner Zeit, der Epoche des Kapitalismus. „Der uns überkommene ökonomische Rationalismus betrachtet eine gewisse Form des Handelns als ökonomisch *sui generis*.“ (Ö 186) Wir haben es hier mit einer „sekulären Religion“ (T 192) zu tun. „Erst in den Dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts brach der Wirtschaftsliberalismus mit dem Eifer eines Kreuzzuges aus, und *Laissez-faire* wurde zu einem geradezu militanten Glaubensbekenntnis.“ (T 189) „Nichts ist besser geeignet, unsre Sicht auf soziale Zusammenhänge zu verschleiern, als das ökonomistische Vorurteil.“ (T 219) „Allerdings, unter dem Einfluss heutiger Denkschulen und verstärkt durch die Autorität von Wissenschaft und Religion, von Politik und Geschäft, ist es so weit gekommen, dass diese ausschließlich zeitgebundenen Erscheinungen als zeitlos und das Marktzeitalter überdauernd angesehen werden. Die Überwindung einer solchen Doktrin, die unseren

Geist und unsere Seele einschränkt, und die Schwierigkeit der lebensrettenden Anpassung vergrößert, erfordert nichts weniger als eine Veränderung unseres Bewusstseins.“ (Ö 131)

„Den vereinzelt Wilden, der nur für sich selbst oder für seine Familie Nahrung sammelte und auf die Jagd ging, hat es nie gegeben.“

„Hinsichtlich der Vergangenheit ist eine solche Auffassung nur noch anachronistisch, hinsichtlich der Zukunft ein Vorurteil“ (Ö 131), so Polanyi. „Den vereinzelt Wilden, der nur für sich selbst oder für seine Familie Nahrung sammelte und auf die Jagd ging, hat es nie gegeben. Die Gewohnheit, sich um die Bedürfnisse des eigenen Haushalts zu kümmern, wird vielmehr erst auf einem weiter fortgeschrittenen Niveau der Landwirtschaft zu einem Merkmal des Wirtschaftslebens; aber selbst dann hat sie weder mit dem Gewinnstreben noch mit der Institution der Märkte etwas gemein. Das Modell lieferte hier die in sich geschlossene Gruppe.“ (T 84) Für vorkapitalistische Gesellschaften gilt laut unserem Autor folgendes: „In diesem einen negativen Punkt sind sich die modernen Ethnographen einig: dem Fehlen des Gewinnstrebens, dem Fehlen des Prinzips von Arbeit gegen Entlohnung, dem Fehlen des Prinzips des geringsten Aufwands und insbesondere dem Fehlen jeglicher separaten und spezifischen, auf wirtschaftlichen Motivationen beruhenden Institution.“ (T 76f.) Er zitiert unzählige Beispiele (vgl. T 361). „In einer solchen Gemeinschaft ist der Profitgedanke ausgeschlossen, Schachern und Feilschen sind verpönt, großzügiges Geben wird als Tugend betrachtet, die angebliche Neigung zu Tausch, Tauschhandel und Tauschgeschäften tritt nicht in Erscheinung.“ (T 79) „Nicht die Tendenz zum Tauschhandel ist hier vorherrschend, sondern die Reziprozität sozialen Verhaltens.“ (T 81)

Markt und Märkte

Für den Kapitalismus gilt hingegen: „Das Motiv des Lebensunterhalts muss durch das Motiv des Gewinns ersetzt werden. Alle Transaktionen werden in Geldtransaktionen verwandelt, und diese erfordern ihrerseits die Einführung eines Zahlungsmittels in sämtlichen Ausdrucksformen des produktiven Lebens. Jegliches Einkommen muss somit vom Verkauf von irgendetwas herrühren.“ (T 70) Wo das Kaufen Pflicht wird, ist das Verkaufen Bedingung. Et vice versa. Wer nichts zu ver-

kaufen hat, wird auch nichts kaufen können. Man *muss* etwas zu verkaufen haben, und sei es die eigene Arbeitskraft. Die Transformation jeder Transaktion in eine Geldtransaktion ist kennzeichnend für den Stoffwechsel in der bürgerlichen Gesellschaft. Kauf und Verkauf bedürfen wiederum der Kodifizierung durch den Vertrag. Der Staat formuliert die entsprechenden Gesetze. Er vollzieht nach, aber er gibt ebenso vor, indem er eine kommodifizierte Tendenz in eine legitimierte Konstitution überführt. „Nichts war natürlich an der Praxis des Laissez-faire; freie Märkte wären niemals bloß dadurch entstanden, dass man den Dingen ihren Lauf ließ.“ (T 192)

Polanyi schreibt: „Die maschinelle Produktion in einer kommerziellen Gesellschaft bedeutet letztlich nichts geringeres als die Transformation der natürlichen und menschlichen Substanz der Gesellschaft in Waren.“ (T 70) Die Dinge, die wir herstellen, die Beziehungen, die wir eingehen, sie sollen allesamt als und über Waren bestimmt werden. Sie sind das nicht originär, doch in der Gesellschaft des Marktes haben sie solche zu sein resp. zu werden. Nichts anderes sollte mehr denkbar sein. Das ist die universelle Botschaft von Adam Smith und allen Apologeten des Marktes.

Völlig spiegelverkehrt zu den zahlreichen Apologeten beschreibt Polanyi die Marktwirtschaft oder den Markt schlechthin als Attacke wider die Natur (T 243): „Das extrem Künstliche der Marktwirtschaft wurzelt in der Tatsache, dass darin der Produktionsprozess selbst in Form von Kauf und Verkauf organisiert ist.“ (T 109) Das ist schon eine starke Pointe: Das für uns Natürlichste ist das Künstlichste! Ausdehnung und Durchsetzung der Marktwirtschaft sind ohne Staatseingriffe nicht zu denken. „Der Markt war, im Gegenteil, das Resultat einer bewussten und oft gewaltsamen Intervention von Seiten der Regierung, die der Gesellschaft die Marktorganisation aus nichtökonomischen Gründen aufzwang.“ (T 331) Und er resümiert kühn: Die Marktwirtschaft ist „eine Bedrohung der menschlichen und natürlichen Komponenten der Gesellschaftssubstanz.“ (T 207)

Märkte verweisen auf eine Vielheit, Markt verweist auf eine übergeordnete Einheit derselben. Erst wenn die Märkte nicht nur sporadisch, sondern kontinuierlich zusammengeführt werden, sprechen wir von dem Markt und der

Marktwirtschaft. Die Marktform, so Polanyi, ist keine unter vielen, sie beansprucht universalistischen Charakter: „Die Marktform hingegen, die mit einer eigenen, spezifischen Zielsetzung verbunden ist, nämlich Austausch, Tauschhandel, ist imstande, eine spezifische Institution hervorzubringen: den Markt. Dies ist letztlich der Grund, warum die Beherrschung des Wirtschaftssystems durch den Markt von ungeheurer Bedeutung für die Gesamtstruktur der Gesellschaft ist: sie bedeutet nicht weniger als die Behandlung der Gesellschaft als Anhängsel des Marktes. Die Wirtschaft ist nicht mehr in die sozialen Beziehungen eingebettet, sondern die sozialen Beziehungen sind in das Wirtschaftssystem eingebettet.“ (T 88f.) „Vor unserer Zeit hat es noch nie eine Wirtschaftsform gegeben, die, und sei es auch nur im Prinzip, vom Markt gelenkt worden wäre.“ (T 71) Das „auch der Märkte“ konstituierte noch keinen Markt, geschweige denn einen Weltmarkt. „Eine Marktwirtschaft kann nur in einer Marktgesellschaft existieren.“ (T 106) „Diese Märkte – es sind unzählige – sind untereinander verbunden und bilden einen einzigen großen Markt.“ (T 107)

Der Markt lenkt sodann mehr als sich selbst, er ist zur Superstruktur der Gesellschaft geworden. „Eine Marktwirtschaft ist ein ökonomisches System, das ausschließlich von Märkten kontrolliert, geregelt und gesteuert wird; die Ordnung der Warenproduktion und -distribution wird diesem selbstregulierenden Mechanismus überlassen.“ (T 102) „Marktwirtschaft

bedeutet ein selbstregulierendes System von Märkten, etwas genauer ausgedrückt handelt es sich um eine Wirtschaftsform, die einzig und allein von Marktpreisen gesteuert wird. Ein solches System, das imstande ist, das gesamte Wirtschaftsleben ohne äußere Hilfe oder Einmischung zu regeln, darf mit Recht selbstregulierend genannt werden.“ (T 71) „Selbstregulierung bedeutet, dass die gesamte Produktion auf dem Markt zum Verkauf steht und dass alle Einkommen aus diesen Verkäufen entstehen. Dementsprechend gibt es Märkte für alle Wirtschaftsfaktoren, nicht nur für Güter (immer mit Einschluss der Dienstleistungen), sondern auch für Arbeit, Boden und Geld, deren Preise jeweils Warenpreise, Löhne, Bodenrente und Zins genannt werden.“ (T 103) „Die Bezeichnung von Arbeit, Boden und Geld als Waren ist somit völlig fiktiv.“ (T 108) Aber sie ist wirksam.

Im Rahmen der Konvention

Trotzalledem ist die Studie überfokussiert, da sie viel zu vieles einfach ausblendet. Polanyi konzentriert sich auf einen zentralen Punkt, schürft zweifellos Elementares zu Tage, reduziert jedoch die gesamte Sichtung darauf. Wir haben es hier mit einer gebrochenen Radikalität zu tun. Eine, die in Ansätzen brilliert, ohne jedoch Fortsetzung zu finden. In einem eminenten Punkt geht Polanyi über bisherige Erkenntnisse hinaus, aber in anderen Fragen hinkt er ihnen hinterher. Polanyi sollte daher als partieller, nicht als fundamentaler Kritiker des Kapitalismus betrachtet werden.



Oliver Scheiber
Die Krise der Volkspartei

Essay | 144 Seiten
Taschenbuch | 19,00 €



Nikolaus Dimmel | Alfred Noll
Recht. Kaputt.

Eine Ruinenbesichtigung
Sachbuch | 752 Seiten
Hardcover | 26,00 €



David Staretz
Auto ergo sum

Leben auf vier Rädern
Essay | 144 Seiten
Leinen | 19,00 €

bahoe books
Literatur | Sachbuch | Comics



Das ist schade, da das Rüstzeug zur kritischen Analyse durchaus vorhanden gewesen wäre. Polanyi ist ein Autor, der sich zwar einen Weg ebnet, ihn dann aber alles andere als konsequent beschreitet. Die Fesseln der bürgerlichen Strukturen und ihrer Ideologie werden an einer bestimmten Stelle gesprengt, um sie an allen anderen Stellen gar nicht erst zu lockern. Er geht also nur in einem Punkt sehr weit, alles andere bewegt sich im Rahmen der Konvention. Die positive Besetzung von Wert und Arbeit, von Plan und Märkten, von Demokratie und Staat, formuliert eine Apologie, die enttäuscht. Die Definition der Arbeit folgt eher dem gesunden Menschenverstand, als dass der Begriff Ausdruck einer intensiveren Reflexion wäre: „Arbeit ist bloß eine andere Bezeichnung für menschliche Tätigkeit, die zum Leben an sich gehört, das seinerseits nicht zum Zwecke des Verkaufs, sondern zu gänzlich anderen Zwecken hervorgebracht wird; auch kann diese Tätigkeit nicht vom restlichen Leben abgetrennt, aufbewahrt oder flüssig gemacht werden.“ (T 107) Dieser naturalistische Arbeitsbegriff ist für die kapitalistische Moderne nicht zulässig. Er ist terminologisch unsauber.

Nichts auch zum Kontext von Wertform und Marktform. Ohne Markt keine Realisierung des Werts, aber ohne Wert keine Setzung des Markts. Diese Zusammengehörigkeit ist ehern, nicht bloß Resultat äußerer Bezüge, die man auch einfach kappen könnte. Der Kapitalismus erscheint bei Polanyi primär als Zirkulationsverhältnis, nicht als Produktionsweise. Das führt dann auch zu zahlreichen Unschärfen, etwa bei der Bestimmung des

Gewinns. Der allgemeine Trieb zu Geld zu kommen, ist nicht identisch mit der spezifischen Motivation, aus Geld mehr Geld zu machen, auch wenn zweites oft Folge von erstem ist und auf diesem aufbaut. Das Einkommen der allermeisten Menschen rührt nicht aus dem Profit.

Dass die rigorose Historisierung von Markt und Marktwirtschaft auch auf das ganze bürgerliche Universum zutreffen könnte, diese auf der Hand liegende Erkenntnis scheint Polanyi nicht einmal ansatzweise in den Sinn gekommen zu sein. Das Kapitel 20 über „Demokratie und Marktwirtschaft“ (T 314ff.) ist z.B. äußerst unergiebig und wenig erhellend. Demokratie fungiert abermals als Allzweck-Chiffre, als Generalschlüssel der Emanzipation, nicht als kritische Kategorie bürgerlicher Herrschaft. Demokratie ist nichts anderes als der Markt in der Politik. Diese steht durch Kauf und Verkauf nicht nur via Voting zur Wahl. Das Quorum ist der zu einem Zeitpunkt auf eine bestimmte Periode festgesetzte Preis einer Partei, Liste oder Person.

Schließlich endet der radikale Kritiker des Marktes in einem Bekenntnis zu den Märkten, wo diese nicht mehr sein sollen als „ein nützliches, aber untergeordnetes Element einer freien Gesellschaft“ (T 311). „Auch bedeutet das Ende der Marktgesellschaft keineswegs, dass es keine Märkte geben wird. Sie bestehen auf verschiedene Weise weiter, um die Freiheit der Konsumenten zu gewährleisten, die Nachfrageveränderungen aufzuzeigen, die Produzenteneinkommen zu beeinflussen, und um als Instrument der volkswirtschaftlichen Rech-

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann und auch im Printbereich aus dem Vollen schöpfen möchte, die/den bitten wir in den TRA(ns)FO(rmatio)nsclub der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 180 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, vierteljährlich oder monatlich, per Banküberweisung:
IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948
BIC: BAWAATWW

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Aktuelles Buch als Einstiegsgeschenk
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Möchte eins aus dem Trafoclub (wieder) ausscheiden: Nichtzahlung reicht, dann verwandelt sich die Trafomitgliedschaft in ein 6-Nummern-Abo.

nungsführung zu dienen, aber sie sind nicht mehr ein Organ der wirtschaftlichen Selbstregulierung.“ (T 333) „Der Lohnvertrag hört auf, ein Privatvertrag zu sein, außer in untergeordneten oder nebensächlichen Punkten.“ (T 332) Lohn und Preis sollen ganz ohne Profit gesellschaftsfähig bleiben. Insofern ist es auch nicht verwunderlich sondern nur logisch, dass es Polanyi ganz prinzipiell um eine sozialistische Rechnungslegung geht (Ö 81ff.), und nicht um die Überwindung von Wert und Geld.

Märkte sollen keinen Markt bilden, sie sollen in die Gesellschaft eingebettet werden. Arbeit, Boden und Geld sollen aus dem Markt herausgenommen werden. (T 332f.) Die nächste Große Transformation wäre lediglich zu verstehen als eine große Umbettung. Der Selbstregulierung folgen geregelte oder geplante Märkte. Wirtschaft soll auf einzelne Märkte beschränkt werden. Das klingt sehr realsozialistisch, mehr nach Staatswirtschaft denn nach freier Assoziation. Auch stellt sich die Frage der Praktikabilität. Und ist es nicht eine Illusion anzunehmen, dass auf der Ebene der industriellen Produktion, Märkte ohne Markt möglich wären? Wäre es nicht gerade notwendig, nicht nur den Markt zu eliminieren, sondern auch die Märkte durchzustreichen? Ist das nicht ein absoluter Widerspruch, Arbeit aus dem Markt zu nehmen, aber weiterhin Löhne und Preise zuzulassen? In letzter Konsequenz ist das nämlich das Eingeständnis, dass Kauf und Verkauf, also Tausch bleiben werden, komme was da wolle.

„Märkte sind Anti-Commons“, schreibt Andreas Exner: „Dessen ungeachtet wird jedoch in der Commons-Debatte vielfach darauf bestanden, dass Märkte auch in einer gemeingüterbasierten Gesellschaft existieren müssten, ja, dass sie selbst als ein Gemeingut reguliert werden könnten. Einerseits wird so der Markt kritisiert, auf der anderen Seite aber gerade in seiner Funktion der Herstellung eines übergreifenden gesellschaftlichen Zusammenhangs im Äquivalententausch affirmiert. Diesem Widerspruch wird häufig mit dem Verweis auf die Arbeiten von Karl Polanyi begegnet. Polanyi, so das Argument, habe gezeigt, dass Märkte eine Grundkonstante menschlichen Lebens darstellten. Daraus folge, dass die soziale Einbettung des Marktes darüber entscheide, welchen Charakters er ist. Eine Fundamentalkritik am Markt, die sich in der Commons-Debatte ja durchaus andeutet, wäre also der falsche Schluss. Man müsse zwischen dem Markt-als-Ort und dem Markt-als-

abstraktem-Raum unterscheiden. Während letzterer zu überwinden sei, würden Märkte als konkrete Orte von Tauschhandlungen auch in einer gemeingüterbasierten Gesellschaft eine wichtige Rolle spielen müssen.“ (Die „Große Transformation“ zur „Großen Kooperation“, Commons, Markt, Kapital und Staat, *Streifzüge* Nr. 49/2010)

Naheliegender auch folgende Frage: Gibt es bloß einen „Mahlstrom“ (T 260) vom Markt zu den Märkten, gibt es nicht auch einen Mahlstrom von den Märkten zum Markt? Ein weiteres Problem ist, dass in diesem bestechenden Ansatz der Plural vor dem Singular auftritt, die Begriffe (semantisch noch dazu engstens verwandt) als zeitliche Abfolge eingeführt werden, und nicht als logischer Entwicklungszusammenhang. Sie werden primär historisch positioniert und nicht logisch strukturiert. Polanyi behilft sich, indem er verschiedene Kategorien von Handelsplätzen unterscheidet, diese nicht auf Marktplätze und auf den Markthandel reduziert sieht. (Ö 233ff.)

Die angeführte „Freiheit der Konsumenten“ setzt übrigens geradezu voraus, dass sie bezahlen können. Freiheit des Kaufs ist immer an Geld gekoppelt. Wer es nicht hat, dessen Freiheit ist auch schon wieder perdu. Die Terminologie des Autors verlässt bei allen in den letzten Absätzen vorgelegten Überlegungen nicht den ausgetretenen Pfad der politischen Ökonomie, sie fundiert sich nicht in deren Kritik. Polanyi meint dezidiert, dass „Lohnunterschiede naturgemäß auch weiterhin eine wesentliche Rolle (Hvhh. von F.S.) im Wirtschaftssystem spielen müssen und sollen.“ (T 332) Lohn ist Arbeit (oder genauer: Ware Arbeitskraft) in Preisform. Einerseits beklagt der Autor die Überführung von Arbeit in den Markt, andererseits affirmiert er den Vollzug ebendieser Übertragung, ja verleiht dem Lohn und den Lohndifferenzen ehernen Charakter. In der Form von Lohn und Preis wird also der Wert bei Polanyi perpetuiert. Das ist keine Perspektive, sondern schlechte Utopie. Befreiung bedeutet mehr als ein gut verdienender Kunde zu sein, um Angebote wahrnehmen zu können.

Kapital ist mehr als Markt und auch der Kapitalismus, der eine Marktwirtschaft ist, ist mehr als eine Marktwirtschaft. Er ist die materielle und ideelle Durchsetzung wertförmiger Vergesellschaftung in allen Bereichen des menschlichen Lebens. Diese gilt es zu überwinden, nicht bloß den Markt, der ja nur die Retorte dieser Vergesellschaftung darstellt.

Marx und Polanyi

Auf den Autor des „Kapitals“ lässt sich der Wirtschaftshistoriker gar nicht erst ein. Außer ein paar bescheidenen (und sehr instrumentellen) Verweisen in den Anhängen findet sich da nichts, was von Belang wäre, was auf Beschäftigung oder gar intensive Lektüre schließen ließe. Die von Polanyi zitierte Passage (Ö 433) aus dem Dritten Band des „Kapital“ (MEW 25: 859) ist etwa eine der wenigen Stellen, wo Marx ausdrücklich einem positiven und überhistorischen Begriff des Werts huldigt, somit sich also lediglich als Werttheoretiker ausweist. Tatsächlich changierte Marx gelegentlich zwischen Werttheorie und Wertkritik. Bezeichnend auch, dass der Kapital-Begriff im ganzen Band keine Rolle spielt, auch zur Spezifität der kapitalistischen Produktion und der besonderen Nutzung der Ware Arbeitskraft nimmt Polanyi nicht Stellung. Dafür ist seine Sichtung von Industrie und Industrialismus seltsam neutral, selbst wenn er deren Unschönheiten aufzählt. Der immanente Zusammenhang von Kapital und Industrie gerät kaum ins Blickfeld. (Vgl. T 331; im Widerspruch dazu aber auch Passagen auf T 70.)

Polanyis Kritik der Überschätzung der Ökonomie in der Geschichte (T 204), die er auch Marx vorwirft, ist aber nicht ganz von der Hand zu weisen. Ein einfaches Basis-Überbau-Schema hat sicherlich mehr Tücken als Meriten. Auch andere Einwände haben durchaus Sinn. Etwa wenn er auf die dem Liberalismus wie dem Marxismus zugeschriebene Fortschrittsgläubigkeit verweist und behauptet, dass die Theorie der Entwicklungsgeschichte falsch sei, sodass es keine natürliche Abfolge aufsteigender Formationen gibt: „Auf jeden Fall bedeuten die Formen der Integration nicht ‚Stadien‘ der Entwicklung.“ (Ö 226) Aber auch da wäre, weil Marx differenzierter ist als ein deterministischer Marxismus, allemal differenzierter zu behandeln gewesen als Marx einfach im Kanon des historischen Materialismus zu verorten. Beschränkt auch die Definition: „Der Sozialismus ist dem Wesen nach die einer industriellen Zivilisation innewohnende Tendenz, über den selbstregulierenden Markt hinauszugehen, indem man ihn bewusst einer demokratischen Gesellschaft unterordnet.“ (T 311) Eine substanzielle Auseinandersetzung findet nicht statt, eher werden gängige Einsichten, um nicht zu sagen Vorurteile einmal neu aufgelegt. Polanyis Auseinandersetzung mit Karl Marx ist summa summarum nicht allzu passioniert ausgefallen, bedenkt man wie viel Platz andere Autoren (z.B. Robert Owen) gefunden haben.

Auffällig ist heute, dass Polanyi von den verschiedensten Richtungen für sich beschlagnahmt wird. Manchmal fungiert er gar als Wegbereiter der „sozialen Marktwirtschaft“ oder Vorläufer des sogenannten Dritten Weges. Aber möglicherweise sind wir auch zu streng zu unserem Denker, betrachten wir die prekären Lebensumstände und die wissenschaftlichen Konditionen der Zeit, unter denen „The Great Transformation“ verfasst wurde. Das gilt insbesondere auch für die Jahre nach dem Krieg. Die Produktionsbedingungen kritischer Theorie waren gerade für einen akademischen wie sozialistischen Außenseiter nicht allzu günstig. So war ihm de facto seit Ende der Vierzigerjahre der US-amerikanische Raum versperrt, da seine Frau Ilona Duczyńska wegen ihrer Beteiligung an der Ungarischen Räterepublik und von 1934–1937 wiederum Mitglied der KPÖ Einreiseverbot hatte. Der aggressive Antikommunismus der McCarthy-Ära engte da zweifellos ein. Vielleicht musste Polanyi ja seine radikalen Überlegungen selbst in dieses marktwirtschaftsdemokratische Gehäuse einbetten, nur um überhaupt forschen zu können. Insofern ist das hier auch ein vager Versuch, Polanyi selbst zu entbetten. Vielleicht hätte da einer sogar mehr zu sagen gehabt, als er unter diesen Verhältnissen sagen hat können. Aber das bleibt Spekulation.

LITERATUR

(T) Karl Polanyi, *The Great Transformation*. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. (1944) Übersetzt von Heinrich Jelinek, Frankfurt am Main 1978.

(Ö) Karl Polanyi, *Ökonomie und Gesellschaft*. Mit einer Einleitung von S. C. Humphreys. Übersetzt von Heinrich Jelinek, Frankfurt am Main 1979.

Markus Mohr und Klaus Wernecke

Erbe einer Fat cat

Mitte Januar gab der Hamburger Wissenschaftsmäzen Jan Philipp Reemtsma zusammen mit dem von ihm lohnabhängigen Institutsdirektor Wolfgang Knöbl das Ende des Hamburger Institutes für Sozialforschung (HIS) zum Jahr 2028 bekannt. Von Reemtsma 1984 als eine gemeinnützige Stiftung bürgerlichen Rechts gegründet, ist es seitdem so gut wie „ausschließlich“, so wird es bereits zu Beginn der diesbezüglichen Pressemitteilung klargestellt, „aus dem Privatvermögen des Stifters (...) finanziert“ worden. Die Pressemitteilung lässt ihre Leserinnen wissen: „Die Stärke des Hamburger Instituts für Sozialforschung lag in seiner Unabhängigkeit – in finanzieller wie in organisatorischer Hinsicht, wobei beides zusammen hängt.“ Um dann in leicht herablassend-genervten Ton verlauten zu lassen, dass es „nicht die Intention des Stifters war noch ist, ein beliebiges sozialwissenschaftliches Institut unter der Leitung oder Observanz irgendeiner anderen Forschungseinrichtung zu gründen“. Woraus dann was folgt? Richtig geraten: „Das Hamburger Institut für Sozialforschung (wird) im Jahre 2028 seine Arbeit einstellen.“ (PM v. 15.1.2024)

Die ZwangsarbeiterInnen auf der Krim lassen grüßen

Mit der Gründung seines Institutes hatte sich Reemtsma das Erbe seines Vaters, dem Zigarettenfabrikanten Philipp Fürchtegott Reemtsma, zu Nutze gemacht. Als wendiger Unternehmer wusste er im Nationalsozialismus neben allem anderen klug in Bestechung zu investieren. Keine geringeren als Hermann Göring oder auch Erich Koch, der Gauleiter für Ostpreußen, standen auf seiner Bestechungsliste. Auch so stieg der Vater von Jan Philipp im Nationalsozialismus schon bald zu einem der reichsten Unternehmer in Europa auf. Im

Zuge des am 22. Juni 1941 begonnenen Angriffskrieges gegen die Sowjetunion und hier vor allem nach der Besetzung der Krim wusste Fürchtegott Reemtsma sein Vermögen noch einmal deutlich zu vermehren: In enger Kooperation mit der Wehrmacht bekam die Reemtsma-Tochterfirma „Krim Orienttabak-Anbau GmbH“ auf der Krim die 600 traditionellen Tabakdörfer unterstellt. Das nutzte er dazu, „mehr als 28 000 Arbeitsfähige, vor allem Frauen, Kinder und Jugendliche“ auszupressen, die „zwölf bis 14 Stunden täglich im Dienste der deutschen Tabakwirtschaft“ schufteten, wie die Journalistin Margot Schöning in einer Besprechung des Buches von Karl-Heinz Roth und Jan-Peter Abraham über das Zwangsarbeitssystem der Firma Reemtsma hervorhob. Immerhin soll es dabei für die Zwangsarbeiterinnen „als Gegenleistung schmales Essen in Betriebskantinen und karge Lebensmittelrationen“ gegeben haben. Und ansonsten galt ganz selbstverständlich: „Wer sich der unbezahlten Arbeit zu entziehen versuchte, kam ins Konzentrationslager, wurde deportiert oder erschossen.“ (*Märkische Allgemeine* v. 23.4.2012) Dessen ungeachtet florierte jedenfalls das Geschäft durch den Reemtsma-Konzern, dem es im Jahr 1941 sogar gelang, die gesamte Heeresgruppe A im Osten mit Zigaretten zu versorgen.

Eine Binse, dass dieses vom Reemtsma-Tabak-Konzern zusammengeraffte Geld nach dem 23. Mai 1949, der Gründung der Bundesrepublik, natürlich nicht enteignet wurde. Und auch das ermöglichte dem Sohn von Fürchtegott Reemtsma Dekaden später die Gründung eines sozialwissenschaftlichen Institutes, mit dem er als ein bedeutend eingeschätzter Wohltäter in der Republik zu reüssieren vermochte.

>>

Freiheit und Vogelfreiheit

Die Bekanntgabe der Entscheidung, das Hamburger Institut dicht zu machen, erfolgte als eine direkte Reaktion auf einen am Tag zuvor um 16.26 Uhr ins Netz gestellten Artikel bei FAZ.NET. In einem Beitrag unter dem Titel „Abschied mit Ansage“ hatte Thomas Thiel auf die von ihm als „völlig überraschend“ bezeichnete Ankündigung verwiesen, das Institut – „eine der nobelsten Adressen der Sozialwissenschaften in Deutschland“ – 2028 zu schließen. Den dabei von Thiel indirekt von Reemtsma referierten Grund zur Schließung – „Die Übernahme durch eine andere Institution schließt er aus, weil das Institut dann seine ausgewiesene Stärke verlöre, die eigene Agenda unabhängig von allen forschungspolitischen Trends zu setzen“ – kontert er dabei mit dem richtigen Hinweis: „Unabhängig ist das Institut natürlich nur, solange man die Rolle des Mäzens nicht dazurechnet.“ (FAZ.NET v. 14.1.2024)

So mussten dann alle nicht ganz so unabhängigen Beschäftigten des Instituts zunächst aus der Presse erfahren, dass ihr Chef in absehbarer Zeit keine Verwendung mehr für sie hat.

Die Reemtsma-Entscheidung löste im Blätterwald eine große Resonanz aus.

Der Schüler von Karl Heinz Bohrer, Gustav Seibt, würdigte in einer längeren Abhandlung in der *Süddeutschen Zeitung* (SZ) das Ende des HIS zunächst als eine „historische Entscheidung für die intellektuelle Republik“. Er bescheinigte dem HIS einen „unverwechselbaren Rang, (...) Lebendigkeit (...) (und) intellektuelle Kraft“. Dessen nunmehr angekündigtes Ende beklagte er als „verstörend und bitter.“ Seibt fängt dann in Bezug auf die von ihm als „kühl“ und „präzise“ gewürdigte Pressemitteilung an zu schwelgen: „Die Entscheidung trägt das Gepräge von Einsamkeit und Freiheit.“ Mehr noch: Es soll nach Seibt der Meister selbst gewesen sein, der „in seiner Person (...) jene Einsamkeit und Freiheit (...) verkörpert und gesichert“ hat, die er keinem anderen und schon gar nicht irgendeiner „Nachfolgeorganisation“ zutraut. Seibt ist dann so keck, „hinter dem jetzt verkündeten Ende“ eine – wie er formuliert – „stolze These“ zu vermuten. Was mag das bloß sein, fragt man sich da als neugierig auf solche Thesen gemachter Leser? Hier gleich die Antwort von Seibt: Es sei doch die Düsternis „der staatlich alimentierten akademischen Welt“, die dafür Sorge, dass eine Fortsetzung des Institutes „in den bürokratischen Malstrom heutiger Wissenschaftsorganisation mit ihren Gremien, Beiräten, Jurys, Gutachten, Pfründen, Hierarchien“ mit der Gefahr verbunden sei, in den „damit verbundenen geistigen Konformismus“ hineinzulaufen. Doch das sei es doch, womit das HIS „seine Besonderheit, sein unverwechselbares Gepräge“ verliere. Das, so Seibt, sei nun mal „die stolze These hinter dem jetzt verkündeten Ende“ – ausgesprochen von dem von ihm zuvor als ziemlich „einsam“ beschriebenen Meister Reemtsma selbst. (SZ v. 15.1.2024)

Auf einer eilig einberufenen Pressekonferenz präziserte Reemtsma seine Ankündigung: „Jede scheinbare Fortführung des Instituts wäre eine Schließung mit anderen Mitteln“, sagte der 71-Jährige. Er habe als Mäzen seit bald 40 Jahren dafür gebürgt, dass die Forschenden des HIS frei arbeiten konnten. Diese Freiheit sei nicht mehr gewährleistet, wenn das Institut in die Verantwortung einer Universität oder einer Wissenschaftsorganisation wie etwa der Max-Planck-Gesellschaft übergeben werde.“ (ZEIT-online v. 24.1.2024)

Liest man diese selbstherrlichen Aussagen richtig? Wahr ist jedenfalls, dass die Geschichte von Reemtsma als Institutsdirektor beim HIS auch zeigt, dass er jeden und jede von einem auf den nächsten Moment feuern konnte, wenn ihm etwas



Daniel Keil

Materialistische Europakritik *Elemente kritischer Europaforschung*

224 Seiten, 16,80 EUR (D), 17,30 EUR (Ö)
Reihe: BLACK BOOKS
ISBN 978-3-89657-646-0

Dieser Band gibt einen Überblick über die Ansätze kritischer Europaforschung sowie die historischen Phasen bis hin zu aktuellen Krisen und Desintegrationstendenzen. Es werden Schlaglichter auf Felder geworfen, auf denen kritischer Europaforschung noch viel Arbeit bevorsteht: Europäische Identität, die Gegenwart des europäischen Kolonialismus und die Auseinandersetzung mit autoritären Europavorstellungen.

Außerdem: feministische Ansätze und Kritiken, die Krise der EU als Kampffeld für die (neue) Rechte, Krise und Radikalisierung des Grenzregimes, Auschwitz als Gründungsmythos, Krisenproteste: Die Niederlagen der Linken (Griechenland bspw.), Brexit und Lexit, Europa und die Corona-Krise uvm.



www.schmetterling-verlag.de

substantiell gegen den Strich ging. Da zählte dann wirklich nur seine Freiheit, und die der anderen verwandelte sich in eine Vogelfreiheit, die es ihnen – im Unterschied allerdings zu den Zwangsarbeiterinnen auf der Krim – noch erlaubte davonzufliegen. So einfach war das.

Kursbuch in die Anpassung

Die überraschende Ankündigung der Schließung des HIS hat in einigen Presseveröffentlichungen auch etwas provoziert, was als eine vorfristig formulierte Bilanz des politischen Wirkens des HIS gesehen werden kann. Genannt werden hier vor allem die beiden Wehrmachtsausstellungen in den Jahren zwischen 1995 und 2004, die zusammengekommen von etwa eine Million Menschen besucht worden sind, und einige Mitarbeiter im HIS, darunter der Soziologe Heinz Bude oder der Aktivist der Totalitarismustheorie Wolfgang Kraushaar, „die dem Institut eine Richtung gaben“ (*Berliner Zeitung* v. 16.1.2024) Wohl wahr: Bude und Kraushaar haben „dem Institut eine Richtung“ gegeben – wenn auch keine schöne.

Bude fungierte beim HIS geraume Zeit als Leiter des Arbeitsbereichs „Politik und Gesellschaft der alten und neuen Bundesrepublik“. Ab Ende der 1990er Jahre brachte er sich explizit als ein Exponent einer, wie er es formulierte, „neuen Generation von Stichwortgebern und Praxisvirtuosen“ der rot-grünen Schröder/Fischer-Regierung ins Spiel. Von hier aus appellierte er an „die 68er auf der Vorderbühne, die Chance (zu) ergreifen, die Generation auf der Hinterbühne (...) für sich zu gewinnen“ und dafür bereit zu sein, eben deren Stichworte aufzulecken. Dabei fiel Bude als ein Stichwort auch gleich das Ausstoßen einer Fanfare auf den Ultraliberalismus eines Tony Blair ein. Dessen Propagandamodule verrührte er zu der schmackigen Formulierung, dass es diesem doch „mit der Emphase“ eines politischen Predigers gelinge, „Gerechtigkeit mit Effizienz“ in Bezug zu einer „Politik der Möglichkeiten und Anreize“ in Verbindung zu bringen. Um was? Um eben das „vor allem mit einem Individualitätsmodell des Aktivismus und der Selbstverantwortung“ zu verknüpfen. Nach dem siegreichen Kosovo-Krieg der NATO und der Bundeswehr in Jugoslawien redete Bude die Politik von Schröder, Fischer und Scharping mit dem „Stichwort“ von „Erwägungen über den kriegsbedingten Stilwechsel in der Performanz“ schön. Ausgerechnet Scharping bescheinigte er, „als Verteidigungsminister wohl den größten Glaubwürdigkeitsgewinn“ verbucht zu haben. Und

das ist jemand, über den schon damals berichtet wurde, ein Erfinder der der Regierung von Jugoslawien unterschobenen „Operation Hufeisen“ zu sein. Doch um weitere Prosa war Bude hier keineswegs verlegen: Scharping trage „an der Last des Ältesten, der an Stelle des Vaters Sorge für seine Geschwister zu tragen hat“. Für den sei das, so gab sich Bude überzeugt, „keine freudig gewählte Aufgabe, sondern eine Obligation natürlicher Vergemeinschaftung“. Es war Bude selbst, der in Scharping eine – wie er formulierte – „psychodynamische Führungsfigur“ entdeckte, die – man reibt sich doch ein wenig die Augen – „die Transformation der großen patriarchalischen Brüderlichkeit in eine kleine, aber unnachgiebige Geschwisterlichkeit“ besorgt haben soll. Und in der Figur Joschka Fischer erkannte Bude nicht nur den „Staatsmann seiner Generation“, sondern will auch gesehen haben, dass „in dessen Gesicht der Schmerz steht“. Was man als eine Art Visagenanalytiker immer so glaubt, durchschaut zu haben. Wohl wahr: Die diskursive Unterstützung von Sozialraub und NATO-Aggressionskriegen, das war zumindest eine bedeutende Richtung, für die einige Exponenten des HIS in den Nullerjahren als knallharte Politikberater der Schröder/Fischer-Clique die öffentliche Rede gehalten haben.

Die Bourgeoisie fletscht die Zähne

Von Kraushaar wurden im Jahr 2006 zwei mit rund 1500 großformatigen Seiten voluminös geratene Bände zur „RAF und der linke Terrorismus“ veröffentlicht. Hier ging es nicht nur darum mit einer kleinen Gruppe linksradikaler Militanter nach 1968 abzurechnen, sondern wie gewohnt am HIS um mehr: Und zwar gleich um die Entsorgung der ganzen Revolte der späten 1960er Jahre in der Bundesrepublik selbst. Das war von Reemtsma schon 1985 in einem über ihn verbreiteten Porträt offen, wenn auch in verdrehter Formulierung, angesprochen worden: Er wolle sich „in die konkrete Arbeit seines Instituts (...) erst da einmischen, wo das, was ich persönlich kann, wofür ich gut bin, eine Rolle spielt“. Das wäre dann der Fall (...), wenn Reemtsma sich auf das lange sehnsüchtig erwartete Thema ‚Politisierungs- und Entpolitisierungsprozesse am Beispiel der 68er Bewegung‘ stürzt. Irgendwann einmal wird sich das Institut auch damit beschäftigen.“ (*Transatlantik* Nr. 1/ 1985) Das sollte sich dann 21 Jahre später mit der Publikation der beiden Kraushaar-Bände zur RAF realisieren. Dazu hat Franz Schandl in einem informierten Verriss die richtigen Worte gefunden: „Die vorliegende Bilanz ist leider im wahrsten Sinne des

Wortes eine Abrechnung. Da werden alte Rechnungen beglichen, von denen aber die meisten Leser nichts wissen können. Woraus rührt ihre Aggressivität? Fühlten (sich Reemtsma und Kraushaar) jahrelang eingemeindet in eine Geiselaft falscher Solidarität? Das mag sein und einiges erklären. Aber rechtfertigen tut es nichts. Ziel ist nicht bloß die Delegitimierung der RAF, sondern die Delegitimierung von 68 und damit jeglichen emanzipatorischen Versuchs. (...) Es handelt sich dabei um das Bedürfnis der in der Berliner Republik angekommenen Ex-68er, um die Rückkehr der biedereren Leute.“ Schandl exemplifiziert seine Überlegungen an dem in dem besagten Projekt abgedruckten Aufsatz von Reemtsma „Was heißt ‚die Geschichte der RAF verstehen‘?“, in dem er sowohl in Inhalt wie auch Tonlage das „Duett des Besitzbürgers mit dem Staatsbürger“ hervorhebt. Bezugnehmend auf die Aussage von Reemtsma, „Solidarität respektive Kameradschaft (...) sind für solche, die das bürgerliche Leben nicht aushalten, weil es sie überfordert“, retourniert Schandl: „In aller Offenheit wird hier gesagt, was Sache sei: Das bürgerliche Leben ist auszuhalten. Wer mit Markt und Staat, Arbeit und Geld nicht klarkommt, ist selber schuld, ‚überfordert‘, letztlich ein pathologischer Fall. Unbehagen, Aufbegehren, Widerstand werden somit zum persönlichen Manko. Jeder ist doch seines Glückes Schmied, sagt der gemeine Menschenverstand und Reemtsma als wendiger wie gewendeter Ideologe übersetzt die marktliberalen Plattheiten ins Akademische. Dass die Leute der RAF es nicht ausgehalten haben, spricht nicht gegen sie, gegen sie spricht, dass sie falsche Konsequenzen gezogen haben. Das sind zwei verschiedene Dinge.“ Kurz: Anpassung und Geldmachen, mehr wird hier von den „Fanatikern von Markt und Demokratie“ nicht geboten, so Schandl, die allerdings dazu bereit sind, „alles niederwalzen (zu) wollen, was nach Kritik riecht, indem sie diese a priori unter Verdacht stellen. (...) ‚Kapituliert!‘ schreit dieser neudeutsche Imperativ.“ (*Streifzüge* Nr. 39/2007) Mit Blick auf die Kampfschrift „Unser Kampf“ durch den Mitläufer der 68er Revolte Götz Aly vermerkte Hannes Heer das einmal trocken mit der Bemerkung: „Hier fletscht die Bourgeoisie die Zähne!“ Das lässt sich auch zu der hier von Schandl instruktiv pointierten Aussage von Reemtsma „Solidarität respektive Kameradschaft“ sagen. Daran ist aber noch etwas Anderes interessant. Denn natürlich ist Reemtsma die Primitivität des hier von ihm bemühten Hufeisens aus der Extremismuskonzeption bekannt. Warum er sie doch in Anschlag gebracht hat? Hier brüllt

ein mutmaßlich in der RAF-Sympathisantenszene im Hamburg der frühen 1970er Jahre Gekränkter seine Unfähigkeit heraus, damals nicht dazu in der Lage gewesen zu sein, im freien Geist zu widersprechen. Er zahlt es nun denen, die sich als mutmaßliche Unterstützer der RAF bei ihm auf dem Sofa „geflätzt“ haben, wie es Reemtsma einmal in einer Veranstaltung in der Kantine des SPIEGEL Ende Februar 2007 im Modus des rhetorischen Kontrollverlustes so fassungslos wie völlig konsterniert herausrutschte, fast 40 Jahre später heim. Hier kommt der oszillierend schillernde Graubereich zwischen der Figur des Sympathisanten zu der Figur des Denunzianten zum Tragen, wie es in dem bereits zitierten Beitrag von Schandl treffend beschrieben ist.

Erste Wehrmachtsausstellung, die „Büchse der Pandora“

Mit der ersten von einem kleinen Team um Hannes Heer konzipierten Ausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* in den Jahren 1995 bis 1999 wurde vom HIS wirklich ein bedeutender Punkt gesetzt. Nach einigen Arbeiten der DDR-Geschichtsschreibung und einer kritischer werdenden BRD-Militärforschung zum Thema Krieg gegen Polen und die Sowjetunion, erfuhr das Thema durch die Wehrmachtsausstellung und ihren Fokus auf die Masse der deutschen Soldaten in der BRD eine gesellschaftliche Verlängerung und erste Vollendung. Von Jürgen Förster, einem Mitarbeiter beim Militärgeschichtlichen Forschungsamt, ist die Aussage überliefert, „dass es der Hamburger Wanderausstellung besser als der Forschung gelang, wichtige Ausschnitte der Kriegswirklichkeit im Osten und auf dem Balkan optisch in das Land der Täter zurückzubringen“. (*ZEIT* v. 28.10.1999)

Dabei war vom HIS die Wehrmachtsausstellung zunächst lediglich als eine institutsintern konzipierte Nebenausstellung des mit einem erheblich größeren Mitteleinsatz geplanten Ausstellungsprojektes „200 Tage und ein Jahrhundert“ geplant. Doch eben dieses ganz im Geist der Totalitarismustheorie der 1950er-Jahre entwickelte Projekt sollte sowohl intellektuell wie auch praktisch ein Fiasko erleben. Sie wurde 1995 nur kurz hier und da ohne jede besondere Resonanz gezeigt, und dann verschwand sie. Demgegenüber nahm die Wehrmachtsausstellung Fahrt auf: Sie wurde in 32 deutschen Städten gezeigt, lockte etwa 900.000 Besucherinnen an, und führte zu intensiven Diskussionen in der Bevölkerung. Auf der Basis von drei Fallstudien – der Judenmord im Verwaltungsbe-

zirk Serbien, die Zusammenarbeit der 6. Armee mit den Kommandos der Einsatzgruppe C in Ukraine und dem Wirken der Einsatzgruppen in Weißrussland – bestand ihr Verdienst wesentlich darin, den Fokus auf Wehrmachtverbrechen zu legen die Folge nationalsozialistischer Politik waren. Die Konzeption dieser Ausstellung verweigerte sich so der Umkehrung zu zeigen, dass es um NS-Verbrechen geht, an denen sich die Wehrmacht zuweilen beteiligt hat.

Alles das rief das Bundesverteidigungsministerium, konservative Politiker, Professoren, Kameradschaftsverbände bis hin zu Nationalsozialisten auf den Plan. Das Verteidigungsministerium verbot seinen Angehörigen in dienstlicher Funktion die Ausstellung zu besuchen. Unter der Parole: „Mein Opa war kein Nazi!“ kam es Anfang März 1997 in München gegen die Ausstellung zu einer Massenmobilisierung mit einer Demonstration von 5.000 Teilnehmern. Sie wurde angeführt vom CSU-Politiker Peter Gauweiler. Daran nahm prominent auch die NPD teil. Dabei war in den Führungsgremien der Partei um die Jahreswende 1995/96 noch eine intensive Diskussion darüber geführt worden, ob die dahinsiechende Organisation nicht besser aufgelöst werden sollte. Doch das wurde durch Wolfgang Frenz und Udo Holtmann mit ihrer Stimme im Bundesvorstand verhindert. Frenz stand dabei im Dienst des Landesamtes für Verfassungsschutz Nordrhein-Westfalen und Holtmann bekam seine Anweisungen vom Bundesamt für Verfassungsschutz, für das er arbeitete. Die Kampagne gegen die Wehrmachtausstellung bescherte der Partei nach Jahrzehnten des Niederganges einen ungeahnten Mobilisierungserfolg. In der quasi offiziellen, von Holger Apfel publizierten Schrift zur NPD-Parteigeschichte, das wesentlich auch auf dem als „Fundgrube“ bezeichneten Fotoarchiv von Holtmann beruht, wird der Manifestation gegen die Wehrmachtausstellung in München ein ganzes Kapitel gewidmet. Ein Foto zeigt dabei den stellvertretenden Parteivorsitzenden Holtmann, die Fotogalerie schließt mit einem Bild von der NPD-Demonstration gegen die „anti-deutsche Schandausstellung“ in Dresden vom 24. Januar 1998. (H. Apfel Hrsg., Alles Große steht im Sturm, Stuttgart 1999) Auch die Aktivisten der Kameradschaft Jena nahmen an dieser Mobilisierung nach München teil. Aus dieser Kameradschaft sollten sich dann eine Reihe von Exponenten des sogenannten Nationalsozialistischen Untergrundes rekrutieren. Etwa zwei Jahre nach der Nazi-Demonstration in München kam es Anfang März

1999 in Saarbrücken zu einem bis heute nicht aufgeklärten professionell durchgeführten Bombenanschlag auf die Wehrmachtausstellung. (K. Aue, Saarländischer Rundfunk v. 9.3.2024)

Nachdem Mitte 1999 auch in zwei Aufsätzen in fachwissenschaftlichen Zeitschriften Kritik an der Dignität der ausgestellten Fotos in der Ausstellung geübt wurde, verfügte Reemtsma Anfang November 1999 die Abberufung von Heer als Leiter der Ausstellung und brach diese gegen dessen Einwände ab. Das wurde damals schon dahingehend kommentiert, dass durch das „fallen“ lassen von Heer „Kommunistenhatz und persönliche Diffamierung zumindest partiell von Erfolg gekrönt“ seien und nunmehr „einer der lange Gejagten (...) erledigt“ sei. Eben das müsse als ein „später Erfolg der geschichtspolitischen Hetzkampagne gegen Reemtsma, Heer und die Ausstellung durch die konservative und extreme Rechte“ bewertet werden. (Freitag v. 12.11.1999)

Reemtsma hatte sich ohnehin schon kurz nach dem Abbruch der ersten Ausstellung auf den Weg gemacht, ein vollständig anderes Konzept zu dem Thema zu realisieren. Dabei wurden auch von ihm im gemeinsamen Arbeitsprozess mit den Ausstellungsmachern um Heer geltend gemachte Begründungen für die erste Wehrmachtausstellung frei von allen quellenkritischen Erwägungen über Bord zu geworfen. Im November 1999 erklärte er allen Ernstes: „Wir haben doch nicht angefangen mit diesem Satz von der *Legende*. Das waren Schlagzeilen nach der ersten Pressekonferenz, als

contraste
zeitung für selbstorganisation
476 41. JAHRGANG MAI 2024 4'50 EUR



SCHWERPUNKT
Für ein offenes
Europa

www.contraste.org

wir die Ausstellung in Hamburg eröffnet haben. Wir sind mit dem Begriff ‚Ende einer *Legende*‘ nie hausieren gegangen, der stammt nicht von uns. Der stammt von der Presse.“ (FAZ v. 6.11.1999) Schlichter Unsinn ist diese Aussage, was ein flüchtiger Blick in die ersten Sätze des Ausstellungskataloges aus dem Jahr 1996 ergibt. (Wehrmachtsausstellung, Katalog, Hamburg 1996, S. 7)

„political term originally describing a rich political donor, also called an angel or big-money man“

Damit wollte Reemtsma nun nichts mehr zu tun haben. Die zweite Wehrmachtsausstellung folgte dann auch einem ganz anderen Konzept. Hier stellte Klaus Theweleit darauf ab, dass es dem Institut bei diesem Thema zentral darum gegangen sei, in die „Unmöglichkeit der Seriosität“ zu rennen, und das allein zu dem traurigen Zweck „‚ernstgenommen‘ (zu) werden von den ‚maßgeblichen‘ Institutionen der Gesellschaft und deren Repräsentanten.“

Der Kern der alten Ausstellung, „der auf den Fotografien deutscher Wehrmachtssoldaten dokumentierte Vorgang des erlaubten, freudespendenden Fotografierens von Mordakten an den ‚slawischen‘ Bevölkerungen Polens, Rußlands, des Balkans und an Juden“ sei getilgt worden. Nun gäbe es stattdessen „eine Inflation gut geprüfter“ und so gab sich Theweleit überzeugt, „sicherlich total fehlerloser kommentierender und erklärender Texte, präsentiert in einem Ambiente von klinischem Weiß, das psychisch in die Welt von Waschmittelwerbungen entführt.“ (*konkret* 10 v. Oktober 2003)

In dem Wikipedia-Eintrag USA steht zu dem Stichwort Fat cat frei von allen ständisch-feudalistischen Schlacken vermerkt, dass es sich um einen „political term originally describing a rich political donor, also called an angel or big-money man“ handelt.

Das ist von Reemtsma in seiner hier beschriebenen Rolle als Finanzier und Direktor des HIS muster­gültig erfüllt worden. Die in der *Süddeutschen Zeitung* beschworene „Einsamkeit und Freiheit“ hat es jenseits der „staatlich alimentierten akademischen Welt“ im Hamburger Institut für dort arbeitende Wissenschaftler/HistorikerInnen nicht gegeben. Es gibt wohl private Stiftungen mit einer weniger reglementierenden Arbeitsatmosphäre. Vorbild für eine sich demokratisch gebende Gesellschaft kann

eine Privatisierung historischer Forschung und der damit verbundenen Drohung inhaltlicher Kommandos von Geldgebern nicht sein. Der Fall Reemtsma ist hier exemplarisch.

Zu der im Wiki-Eintrag auch notierten Begrifflichkeit „angel“ ist noch etwas nachzutragen. Hervorzuheben ist die Leistung von Reemtsma sowohl der Hamburger Bevölkerung wie auch vielen wissbegierigen jungen DoktorandInnen ein großartig eingerichtetes Archiv wie auch eine fulminante Präsenzbibliothek mit einer ganzen Reihe von sehr hilfs- und auskunftsbereiten MitarbeiterInnen zur kostenfreien Nutzung zur Verfügung zu stellen. Hier wäre ein Verlust nicht gut zu machen.

Gerne erinnern wir uns an das politische Engagement von Reemtsma für die besetzten Häuser in der Hamburger Hafenstrasse in den Jahren 1987/88. Das ist ihm hoch anzurechnen. Kurz vor dem angekündigten Räumungsshowdown Mitte November 1987 soll er zusammen mit Thomas Ebermann, Antje Vollmer, und Hermann L. Grem­liza sogar dazu bereit gewesen sein, in die gut verbarrikadierten Häuser in der Hafenstrasse einzuziehen, um auch so die militant geplante Verteidigung mit seinem Vermögen zu unterstützen. (*Hamburger Morgenpost* v. 11.11.1987) Wenigstens in dieser historischen Sekunde war es Reemtsma selbst, der einmal die Kameraderie in seinem bürgerlichen Leben nicht mehr ausgehalten hat. Stattdessen hat er sich in einen linken Solidaritätszusammenhang für den Erhalt der besetzten Häuser in der Hafenstrasse eingebracht. Prima!

MARKUS MOHR
ist Autoschlosser, verdi-Mitglied,
Mitglied im Hans-Litten Archiv,
Göttingen.

KLAUS WERNECKE
war Professor für Sozial- und
Kulturgeschichte an der Universität
Lüneburg

René Bohnstingl und Linda Lilith Obermayr

Krisenmanagement im Namen der Sozialwissenschaften

Corona-Aufarbeitung in Österreich

„Dafür will ich mich auch nicht entschuldigen, dass ich bereit war in meinen politischen Maßnahmen Menschenleben zu retten. [...] Ich trage als Bundeskanzler Verantwortung für neun Millionen Menschenleben.“ (youtube.com, 21.12.2023, ab 50:00) Diese zwischen Scheinheiligkeit und Größenwahn schwankende Aussage von Bundeskanzler Nehammer bei der Pressekonferenz zur Präsentation des Corona-Aufarbeitungsberichts (Bogner 2023) wischte die ohnehin sehr geringen Hoffnungen, die man in einen von der Regierung initiierten „Versöhnungsprozess“ der Corona-Zeit gelegt haben mag, sogleich gründlich vom Tisch. Folgerichtig werden die in der 2. Republik wohl einmaligen staatlichen Eingriffe und die daraus resultierenden gesellschaftlichen Verwerfungen in einem 177seitigen Papier abgefertigt. Dieses erhebt erst gar nicht den Anspruch, die Geschehnisse politisch aufzuarbeiten, sondern reproduziert vielmehr, unter dem Deckmantel einer trockenen sozialwissenschaftlichen Sprache, die eigene Ideologie.

Die Studie sei keine „Abrechnung“ mit der Politik oder den Medien. Schließlich ist die Wissenschaft nicht durch Rachegefühle motiviert, sondern einzig durch den Wunsch, ein vertieftes Verständnis für komplizierte Problemzusammenhänge zu entwickeln“ (5). Die Einbettung wissenschaftlicher Einrichtungen, Fragestellungen, Methoden oder Ergebnisse in politische und gesellschaftliche Machtverhältnisse kommt in diesem edlen Verständnis von Wissenschaft selbstredend nicht vor. Da mag es beinahe verwundern, dass man sich dennoch genötigt sieht, die „wissenschaftliche Unabhängigkeit“ (ebd.) permanent zu beteuern. Dabei spielt es gar keine Rolle, ob und von wem politisch in den Herstellungsprozess des Papiers eingegriffen

wurde. Die Zusammensetzung der AutorInnen musste das Ergebnis ohnehin vorwegnehmen. Dass die *Österreichische Akademie der Wissenschaften*, aus deren Umfeld die Beteiligten stammen, über Leistungsvereinbarungen schon während der Corona-Zeit zur Forschung und „Zurverfügungstellung von Expert/inn/enwissen“ (oeaw.ac.at) verpflichtet war; dass etliche der AutorInnen zum Team des *Austrian Corona Panel Project* (ACPP) gehörten, dessen Aufgabe es war, der Regierung Entscheidungshilfen dazu, wie man die Menschen bei der Befolgung der Maßnahmen gefügiger machen kann, zu liefern; dass eine Julia Partheymüller zusätzlich auch noch Mitglied der GECKO-Kommission war und unter Anderen mit der deutschen Nudging-Expertin, Cornelia Betsch, ein Papier darüber schrieb, wie man durch verbesserte Fragemodalitäten statistisch mit den lästigen Asymptomatischen umgeht (Böhm et al. 2023); dass die „Medizinethikerin“ Alena Buyx, die in Deutschland eine wichtige Rolle bei der moralischen Rechtfertigung der Grundrechtseingriffe spielte, im wissenschaftlichen Beirat saß; oder, dass ein besonders fanatischer Freund der Wissenschaften, Jakob-Moritz Eberl, im Vorfeld des Aufarbeitungsprozesses explizit sagte, dieser dürfe nicht den Zweck haben, „sich mit den MaßnahmengegnerInnen und den WissenschaftsfeindInnen“ (Eberl 2023) zu versöhnen; all das zeigt wohl deutlich, wie es mit der Unabhängigkeit um jenen Prozess bestellt ist.

Man fragt sich, mit wem man sich in diesem Versöhnungsprozess nun versöhnen soll, nachdem Eberl gerade jenen von der Spaltung betroffenen Teil ausschließen möchte. Auf Aufarbeitung oder gar Versöhnung ist die Studie jedoch nicht ange-

legt, vielmehr spricht sie explizit vom Beitrag, den sie leisten möchte, um die nächste Krise besser zu bewältigen. In Erwartung des anstehenden Ausnahmezustands, müssten die Sozialwissenschaftler, die sich über weite Strecken hinweg als Kommunikationsstrategen äußern, Wege finden, wie man notwendige Maßnahmen das nächste Mal effektiver vermittelt. Im Anschluss an die Erhebungen des ACPP werden die Dynamik der öffentlichen Meinung und das Medienverhalten der Bevölkerung angesichts der jeweiligen Maßnahmen und Regierungsverlautbarungen analysiert. Dementsprechend wird der Versuch, den Impfwang strukturell durchzusetzen, auf den legislativen Akt der Impfpflicht beschränkt und auch diese nicht in ihren gesellschaftlichen und rechtsstaatlichen Implikationen evaluiert, sondern lediglich moniert, dass man durch die in der Debatte ständig betonte Alternativlosigkeit und eines überstürzten Beschlusses Vertrauensverlust und Widerstand in der Bevölkerung hervorgerufen habe. In Deutschland oder der Schweiz, wo es zuvor parlamentarische Debatten zu (verschiedenen Formen) der Impfpflicht gab, sei die Kommunikation daher besser gelaufen.

Kein einziges Mal wird in der Sache gefragt, ob wissenschaftliche Ergebnisse und politische Entscheidungen falsch gewesen sein könnten.

Kein einziges Mal wird in der Sache gefragt, ob wissenschaftliche Ergebnisse und politische Entscheidungen falsch gewesen sein könnten. Selbst jener Teil, der sich mit den Schulschließungen beschäftigt und von AutorInnen verfasst wurde, die sich im Vorfeld gegen solche aussprachen (Holtgrewe et al. 2020), ist reduziert auf die Kommunikation des damaligen Bildungsministers Heinz Faßmann (heute ‚unabhängiger‘ Präsident der ÖAW). Dass dieser sich zwar öffentlich gegen Schulschließungen aussprach, sie dennoch stets im Sinne der Regierung umsetzte, wird dort euphemistisch als ‚Instrumentarium organisationaler ‚hypocrisy‘, das darin besteht, Reden, Entscheiden und Handeln zu trennen, um unterschiedliche Ziele, Interessen oder Erwartungen parallel ‚abholen‘ zu können‘ (Bogner 2023, 65) bezeichnet. Dies ist bezeichnend für eine Sozialwissenschaft, die machtpolitische Manipulation in neutrale *termini technici* ummünzt und sich durch diese mit einem Schein der Unabhängigkeit versieht.

Sozialwissenschaftliche Strategien der Herrschaftslegitimation

Kritik taucht in diesem Dokument nur in zwei Varianten auf: 1. Kritikfähigkeit als die demokratische Tugend einer permanenten, aber ganz und gar abstrakten (Selbst-)Reflexion und 2. Kritik als Negativismus und Ausdruck ungezügelter Emotionen, illegitimer Schuldzuweisungen und demokratiefeindlicher Gesinnung. Wo der Wissenschaft das Recht zur kritischen Auseinandersetzung mit Inhalten streitig gemacht wird, da wird sie auf die Einfühlung in „komplizierte Problemzusammenhänge“ (5) vergattert. Wissenschaft als Komplexitätsforschung also, die es nicht mit dem Begreifen von Herrschaftsverhältnissen, sondern mit dem Lösen von „Problemen“ zu tun habe.

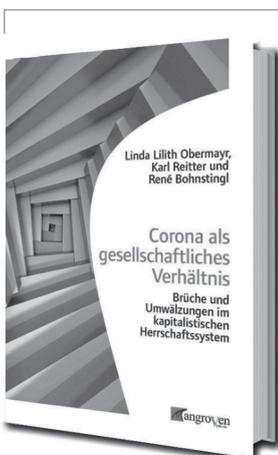
Der archimedische Punkt des Aufarbeitungspapiers ist die unmittelbare und unbedingte Identifikation mit Herrschaft. Und in der Tat enthält die vorliegende Studie nicht einen einzigen herrschaftskritischen Gedanken. Das Maß an Konformität ist derart überbordend, dass es einem die Sprache verschlagen müsste, wäre man selbst nicht über die letzten Jahre hinweg gezwungen gewesen, ein gewisses Maß an Abgeklärtheit zu kultivieren. Das Selbstverständnis der Sozialwissenschaften als Herrschaftsberatung zeigt sich besonders am zentralen Parameter, mit dem sie politische Entscheidungsprozesse misst: das Vertrauen. Anstelle einer medienkritischen Analyse des propagandistischen Charakters der Coronaberichterstattung wird der Blick auf die Konsumenten dieser Medien gelenkt und ihnen ein „Vertrauensverlust“ attestiert. Dass hingegen umgekehrt die Vertrauenswürdigkeit der Leitmedien angesichts der unzähligen Selbstwidersprüche, Fehler, Lügen sowie gezielter Panikmache und Manipulation tatsächlich in Frage gestellt werden könnte, ist kategorisch ausgeschlossen. Dort, wo Journalisten zu ihrer Rolle während jener Zeit befragt wurden, kommt man zum erleichternden Ergebnis: „Die Pandemie hat das journalistische Rollenverständnis der meisten Befragten kaum verändert“ (Bogner 2023, 37), denn Medien und Journalismus seien nun einmal „für die Erklärung von komplexen und alltagsnahen Inhalten in Zeiten von Krisen von größter Bedeutung“ (41). Das Selbstverständnis von Medienschaffenden, die einem nun sogar ‚alltagsnahe Inhalte‘ ‚erklären‘ möchten, ist symptomatisch für Zeiten, in denen nur das medial Vermittelte den Wahrheitsanspruch erhebt, während unmittelbare Erfahrung als anekdotisch abgekanzelt wird.

Und so verwickeln sich die Autoren in eine Reihe von Selbstwidersprüchen, unter anderem, wenn sie versuchen, einen Zusammenhang zwischen mangelnder Medienkompetenz und Maßnahmenkritik zu konstruieren: Die Konfrontation mit unterschiedlichen Informationen auf sozialen Medien erfordere ein Maß an Medienkompetenz, das selbst sog. *digital natives* fehle. Der Beweis: die „Kehrseite der Nutzung sozialer Medien“ sei eine „ablehnende Haltung gegenüber gesundheitspolitischen Maßnahmen“ (14). Dass zumindest formallogisch auch der umgekehrte Schluss zulässig wäre, dass nämlich die Konsumenten sozialer Medien eine hohe Medienkompetenz aufweisen, *gerade weil* sie dort zu maßnahmenkritischen Gedanken gelangen, übergehen die Autoren. Dieser prinzipielle Zugang kommt programmatisch in der durch die Dialogveranstaltungen *Österreich am Wort* erarbeiteten „Empfehlung 25“ zum Ausdruck: „Auch in der Krise passieren Fehler: Die Politik soll ihre Fehler eingestehen, und die Bevölkerung soll dafür Nachsicht haben.“ (129)

Doch es bleibt nicht dabei, dass ständig der Blick von den Medien auf deren Konsumenten, von der Regierungspolitik auf die Bevölkerung umgelenkt wird. Über den reinen Wechsel der Perspektive hinaus stellen die Autoren ganze Begründungszusammenhänge auf den Kopf und produzieren dabei schlechte Psychologismen: Medien beförderten nicht die Polarisierung, sondern bildeten vielmehr nur eine bereits vollzogene Spaltung in der Gesellschaft ab (30); die Medien überschütteten uns nicht

mit einem unaufhörlichen Schwall an Informationen, sondern entsprächen nur unserem eigenen „naturgemäß hohen Informationsbedürfnis“ (13; vgl. auch 37); alternative Quellen der Informationsbeschaffung werden nicht aufgrund einer bewussten Abkehr von klassischen Medien genutzt, sondern wegen einer „dissonanzvermeidenden Nachrichtenauswahl“ (15) und „Impfzögerlichkeit“ sei Ausdruck „divergierende[r] Werthaltungen“ (45). Die Autoren akzeptieren Coronakritik nie als das Ergebnis eines argumentativ gebildeten Urteils, sondern erfinden im Hintergrund wirkende Motive und Kräfte, die die unbestimmten mentalen Dispositionen irgendwie zu einer Anti-Corona-„Haltung“ (14) gerinnen lassen: die „Identitätsbildung als Ingroup“ (17), populistische Gesinnung (88), Politikverdrossenheit, esoterisch-verschwörerische Weltbilder bilden zusammen eine „psychologische Orientierung mit negativer Valenz“ (89). Die diffizile Zusammensetzung der Maßnahmenkritiker wird zu einem Charaktertyp zusammengepresst: Heraus kommt dabei der FPÖ wählende Rudolf Steiner Anhänger mit Affinität zu östlichen Weisheiten und libertärem Freiheitsverständnis (vgl. 91, 151 f.). Man schließt damit nahtlos an eine der totalitärsten Kommunikationsweisen jener Zeit an: der Pathologisierung des Gegners.

Die Fragen, mit denen eine „populistische Einstellung“ und ein „libertäres Freiheitsverständnis“ diagnostiziert werden sollen, bezeugen die strukturelle Beschränktheit herrschender sozialwissenschaftlicher Methodologie: Populist ist, wer



René Bohnstingl, Linda Lilith Obermayr, Karl Reitter

Corona als gesellschaftliches Verhältnis Brüche und Umwälzungen im kapitalistischen Herrschaftssystem

Am 11. März 2020 rief die WHO die Pandemie aus und überzog damit weltweit alle Bereiche des sozialen Lebens mit einer unüberschaubaren Flut an staatlichen Maßnahmen. Diese Eingriffe werden aus der Perspektive der Herrschaftskritik analysiert. Das Buch zeigt die Durchsetzungsformen und Durchsetzungsinstanzen des Corona-Narrativs und beschäftigt sich mit der Frage, auf welche Weise sich das Corona-Narrativ überhaupt im Bewusstsein festsetzen konnte. Weiters wird das „Versagen“ der Linken als notwendiges Resultat ihrer historischen Entwicklung diagnostiziert. Zuletzt wird erörtert, ob sich mit der Corona-Krise ein qualitativer Gesellschaftsbruch vollzieht und wie aus den gegenwärtigen Verhältnissen ein emanzipatorisch orientierter Widerstand erwachsen kann.

Magroven Verlag Kassel 2023, 344 Seiten, 26 Euro

Aussagen wie „Die meisten Politiker sind vertrauenswürdig.“ (105) verneint, Anhänger libertärer Ideologie, wer Aussagen wie „Menschen brauchen weder Staat noch Regierungen, sie können sich am besten selbst regieren.“ (107) zustimmt. Aus der konkreten Zusammenstellung der jeweils 5-6 Aussagesätze, die den Kern populistischer und libertärer Einstellungen erfassen können sollen, bekundet die völlige Unkenntnis über Inhalt und Funktionsweise dieser politischen Ideologien. Man bekommt es mit der Angst zu tun, wenn die Autoren ihre Kritik am libertären Freiheitsverständnis vortragen: In diesem Freiheitsverständnis hätten nämlich „Individualität, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung eine herausragende Bedeutung“ (106), was ernsthaft als potentielle Gefährdung des demokratischen Zusammenhalts eingestuft wird (88). Um die Verdrehtheit dieser Argumentation zumindest formal verständlich zu machen: Hier tritt ein radikal antiaufklärerisches und reaktionäres Programm, das den Rückgang hinter bürgerliche Verhältnisse nahelegt – etwa, wenn „Impfgegner:innen“ vorgeworfen wird, „die individuelle Freiheit zu einem Abwehrrecht [zu überhöhen]“, um sich der „kollektive[n] Verantwortung“ zu entziehen (97) – als linke Kritik an „wissenschaftsfeindlichen Protesten“ (vgl. 109) auf. Aber nicht die Autoren selbst, die offenbar nicht verstanden haben, was liberale Grundrechte sind, sondern die Coronakritiker sind es, die demokratische Rechte „geringschätzen“ (vgl. 19). Der performative Widerspruch, in den sich die Autoren bei all der Demokratieempfehlung verwickeln, ist unübersehbar: Sooft die Bedeutung des Dissenses, des Diskurses, die „plurale, transparente und ergebnisoffene De-

batte“ (54) für das Funktionieren der Demokratie beschworen werden, so schnell wird der „Meinungskorridor“ auch wieder eingeschränkt: „Der Vielfaltsbegriff wäre aber dann falsch verstanden, wenn er missbraucht werden würde, um den demokratischen Grundkonsens unserer Gesellschaft in Frage zu stellen.“ (19) Den demokratischen Grundkonsens stellt aber schon in Frage, wer mit der real existierenden Demokratie unzufrieden ist (vgl. 16). Wie gehabt, wird die Angst vor dem Abbau demokratischer rechtsstaatlicher Strukturen, die, wie berechtigt auch immer, so gut wie jeden coronakritischen Protest durchzog, in Demokratiefeindlichkeit verkehrt.

Diese Verkehrung ergibt allerdings dann Sinn, wenn man die sog. Repräsentanten der Demokratie mit dieser selbst verwechselt. Dann und nur dann kann aus Regierungskritik gemächlich die Ablehnung demokratischer Werte abgeleitet werden. Sobald die Umfrageergebnisse jedoch nicht die eigene Hypothese vom „libertäre[n] Aufstand gegen die Wissenschaft“ (91) stützen, werden diese kurzerhand umgedeutet. Wo festgestellt wird, dass auch die „Wissenschaftsskeptiker“ eine hohe Dialogbereitschaft haben (vgl. 111), wird aus der eigenen methodischen Beschränktheit die Täuschung der Befragten. „Trotz einer vorhandenen Dialogbereitschaft und -kompetenz in verschiedenen Bevölkerungssegmenten sollte berücksichtigt werden, dass selbstberichtete Angaben aufgrund sozial erwünschten Antwortverhaltens die tatsächliche Dialogbereitschaft und -kompetenz möglicherweise überschätzen.“ (113) Diese Heuchelei des gepredigten pluralen Diskurses bei gleichzeitiger Verunglimpfung und Kriminalisierung des Widerspruches gipfelt dort, wo in einem Exkurs Einblicke in Gespräche mit Personen gewährt werden, welche zu ihrem „individuelle[n] Weg zur Wissenschaftsskepsis“ (97) befragt wurden: Diese Personen bekennen sich allesamt zum demokratische Ideal eines freien Meinungsaustausches und kritisieren in einem sehr vorsichtigen, fast naiven Ton die leitmedial mangelhaft abgebildete Vielfalt an wissenschaftlichen Ansichten. In einem plötzlichen Ausbruch von Zorn, der an dieser Stelle als extremer Stilbruch manifest wird, bleibt Partheymüller/Eberl/Kritzinger/Bogner mit Blick auf eine Gesprächspartnerin dann doch nichts anderes übrig als der Rückzug auf's medizinische Dogma: „Dass die Impfung ungezählte Menschenleben gerettet habe, will sie nicht glauben.“ (ebd.)



Alexander Bogner unterläuft im vorliegenden Papier zum wiederholten Mal ein Fauxpas im Zusammenhang mit der Bestimmung des Begriffes „science denialism“ (90; vgl. zum früheren Fauxpas Bogners Bohnstingl/Obermayr/Reitter 2023, 88 f.). Ein geradezu paradigmatisches Argument „wissenschaftsskeptischer“ Verschwörungstheorie lautet, dass die Wissenschaft von Politik und Wirtschaft instrumentalisiert und gesteuert werde. Doch schon im darauffolgenden Absatz verbreitet Bogner nach seiner eigenen, soeben aufgestellten Definition selbst eine Verschwörungstheorie, wenn er in Bezug auf den „science denialism“ schreibt: „Oftmals haben solche Überzeugungen ihren Ursprung in organisierten Interessengruppen wie Tabakfirmen, Ölkonzernen und Think Tanks, die Zweifel an der ‚Mainstream-Wissenschaft‘ säen oder wissenschaftliche Erkenntnisse zurückhalten, um die öffentliche Meinung und politische Entscheidungen zu beeinflussen“ (Bogner 2023, 90) – *quod erat demonstrandum*.

Besser vorbereitet auf die nächste Krise

Dass dieses Papier in erster Linie dazu dient, für die nächste Krise bessere Handlungsanleitungen für die Politik zur Verfügung zu stellen, lässt sich auch an den Konsequenzen, die daraus bereits gezogen wurden, erkennen. Stolz verkündet Katharina Reich, Generaldirektorin für die öffentliche Gesundheit, die Einführung einer „Datenauswertungsplattform, die eine Verknüpfung der gesundheitsbezogenen Daten ermöglichen soll“ (youtube.com, 21.12.2023, ab 29:20). Zudem gilt seit dem 1.1.2024 ein Krisensicherheitsgesetz, in dem eine „Krise“ vorliegt, wenn „[...] eine Gefahr außergewöhnlichen Ausmaßes für das Leben oder die Gesundheit der Bevölkerung oder eines großen Personenkreises, für die öffentliche Gesundheit, für die öffentliche Ordnung und Sicherheit im Inneren, für die nationale Sicherheit, für die Umwelt oder für das wirtschaftliche Wohl der Republik [droht.]“ (§ 2 B-KSG) Was sich alles unter diese weite Definition subsumieren lässt, wird die Zukunft zeigen.

RENÉ BOHNSTINGL
lebt als freier Autor und
Gelegenheitsjobber in Albanien

LINDA LILITH OBERMAYR ist
Universitätsassistentin am Institut
f. Rechtsphilosophie der Univ. Wien.

LITERATUR/HINWEISE

A. Bogner (Hrsg.) (2023). Nach Corona. Reflexionen für zukünftige Krisen. Ergebnisse aus dem Corona-Aufarbeitungsprozess, www.oeaw.ac.at/news/oeaw-coronastudie-zeigt-lehren-fuer-kuenftige-krisen-auf-1.

R.Bohnstingl/L.L.Obermayr/ K. Reitter (2023). Corona als gesellschaftliches Verhältnis. Brüche und Umwälzungen im kapitalistischen Herrschaftssystem. Kassel: Mangroven.

R. Böhm/P. Sprengholz/ C. Betsch/J. Partheymüller (2023). „Filter Questions in Symptom Assessment Affect the Prevalence of (A)Symptomatic COVID-19 Cases“, in: *Medical Decision Making* 2023/43 (4), 530ff.

J.-M. Eberl (2023). „Eberl: Es wirkt wie ein ‚Geschenk‘ an die Maßnahmengegner“, am 16.02.2023, www.puls24.at/video/puls-24-newsroom-live/eberl-es-wirkt-wie-ein-geschenk-an-die-massnahmengegner/v-cqjw25tn9wr5

U. Holtgrewe/B. Schober/Steiner (2020). „Schulen offenhalten und das Infektionsrisiko senken“, [abrufbar unter: www.zsi.at/attach/Schulschlie_ungen_Stellungnahme_11_nov.pdf].

Franz Schandl

Bruchstücke

Zum Wahnsinn diverser Gegebenheiten. Eine heillose Sammlung

Reizvokabular

Von Interesse wäre eine Phänomenologie des herrschenden Jargons und seiner *aufgeladenen Worte*. Derer gibt es viele, nicht nur neue, auch alte Bekannte sind dabei: Freiheit, Demokratie, Menschenrechte, der Liberalismus und die Werte sowieso. Man hat sie nicht nur zu akzeptieren, man hat sie zu rapportieren. Erwartet werden religiöse Bekenntnisse, die dem Jargon alle Ehre erweisen und ihn nachbeten. An Stehsätzen erkennt man die Unsrigen. Wer nicht liefert oder auch bloß verdächtigt wird, unwillig zu sein, wird zusehends aus den Debatten ausgestoßen und zur Unperson erklärt. Fragestellungen haben keine Infragestellungen zu sein, derlei Vortrag wird gar als „Relativierung“ betrachtet. Dieser superscharfe Worttorpedo stammt aus der Küche des Antifaschismus, angedeutet wird damit sogleich eine Affinität zum Nationalsozialismus. Schnell ist man heute rechts draußen, da kann man noch so links sein.

Geladene Worte sind treffende Geschosse des Unsinns. Eine geballte Ladung nach der anderen wird abgefeuert. Heiße, da geht die Post ab. Geradezu inflationär ist der Antisemitismus-Vorwurf geworden. Wer ihn vorbringt, meint die Diskussion schon gewonnen zu haben. Neuerdings wird er wieder verknüpft mit Veranstaltungs- und Einreiseverboten, denn dem Antisemitismus darf kein Platz geboten werden.

Was das ist, darüber entscheidet mittlerweile die Staatsraison. Die Pranger sind aufgestellt. Sanktion will Fakten schaffen. Varoufakis – raus mit dem Schuft! Annie Ernaux – gar nicht erst einladen! Achille Mbembe – der Neger soll bleiben, wo er hingehört. Ein Bruno Kreisky dürfte heute beim Kreisky-Forum nicht mehr referieren.

Bevor man zugelassen wird, hat man den Kotau zu machen. Kritik ist möglich, aber nur innerhalb eines bestimmten Korridors. Draußen ist nichts außer Schwurbelei, Verschwörungstheorie, Antisemitismus, Querfront, Wissenschaftsfeindlichkeit. Die Rationalität hat zu siegen. Und die liberale Demokratie sowieso. Dieser regelbasierte Diskurs funktioniert durch seine Vorgaben und ist kennzeichnend für die neue Realität. Er wirft mit Reizvokabular nur so um sich. Verurteilung und Beurteilung werden zusehends eins. Die Impertinenz, mit der der kapitalistische Wertewesten sich „freie Welt“ nennt oder von einer „freien Wirtschaft“ spricht, ist bezeichnend. Da ist völlig klar, was so nicht stimmt. Im grassierenden Fieber eines Wertmanagements sind gar manche Wörter und Phrasen tollwütig geworden. Sie sind keine kritischen Kategorien, sondern assoziative Gallerte, an der man picken zu bleiben hat. Ihre serielle Multiplikation durch die Bataillone der Kulturindustrie (Medien, Politik, Kunst, Werbung, Bildung), macht es schwer, autonome Gedanken fassen zu können. Woher auch nehmen?

Dummvögel?

Man kommt den Rechten stets zuvor, indem man selbst anstellt, was man ihnen zu Recht unterstellt. Das Autoritäre und Restriktive ist nicht einer bestimmen Position zuzuordnen, es liegt in der Dynamik der krisenhaften Verhältnisse selbst. Frontex ist überall, Remigration detto. Dies aufzuzeigen wäre eine Aufgabe anstatt in das blödsinnige Spiel der guten Demokraten gegen die bösen Autokraten einzustimmen. Dieses nützt nicht bloß letzteren, es lenkt auch von den Machenschaften ersterer ab. In die Fratze der Etablierten soll vor lauter Fixierung auf die Kickl-FPÖ erst gar nicht geschaut werden.

Das ist wirklich eine Strategie in den Untergang. Aktuell besteht sie darin, die ÖVP anzuflehen, nicht mit der FPÖ zu koalieren. Geht es noch erbärmlicher? Wie man das inhaltlich begründen will, ist ein völliges Rätsel. Bar jeder Erkenntnis wird hier das Gegenteil von dem eingefordert, was sich aufdrängt. Die schwarz-blauen Koalitionen in Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg sind in sich absolut logisch. Da regiert, was zusammen passt. Das soll man nicht mögen, aber man sollte es erkennen. Gutmenschen müssen nicht unbedingt Dummvögel sein. Nicht?

Wenn es gegen AfD und FPÖ geht, dürften alle geistigen Dämme brechen. Da greift die liberale Mitte des staatstragenden Patriotismus selbst tief in die nationalistische Schmutzkiste: „Landesverräter“ nennt *Der Spiegel* die AfD-Truppe. Und gar als einen „Volksverräter“ bezeichnet die grüne Klubobfrau Sigrid Maurer den FPÖ-Vorsitzenden Herbert Kickl. Die FPÖ sei überhaupt eine „heimatverräterische Partei“. Da hat eine den Antifaschismus wohl in die falsche Kehle bekommen. Oder verwechselt sie ihn gar mit seinem Gegenteil? Es sage niemand, diese Wörter seien nicht kontaminiert. Die Frage lautet nur: Ist Sigi Maurer eine Lehrlingin, eine Gesellin oder eine Meisterin der Volksverblödung?

Russen!

Spionage ist böse. Zweifellos. Oder? Indes, Spionage ist – solange es Staaten gibt – absolut obligat. Selbst Obama ließ das Handy von Merkel abhören. Jeder Staat hat seine Spione, und die Übergänge vom Informanten zum Agenten sind fließend. Die Empörung darüber, dass spioniert wird, ja noch dazu, dass die Russen uns ausspionieren, ist so dumm, dass es dümmer gar nicht mehr geht. Wer hätte das gedacht? Da befindet man sich nicht nur laut Baerböckin im Krieg und wundert sich, dass hier alle Register der Feindaufklärung und Feindbekämpfung gezogen werden. Sauer ist man in EU-Ländern aber vor allem darüber, dass dieses Russenpack logistisch aufgeholt hat.

Ja sogar die Wahlen wollen sie beeinflussen, die Russen. Sowas. Jedem denkenden Menschen müsste klar sein, dass das russische Interesse aktuell nur so funktionieren kann, Strömungen, Kräfte und Meinungen zu fördern, die die offizielle westliche Kriegsbegeisterung schwächen. Dafür nehmen (nicht nur!) Putin&Co Geld in die Hand, schleusen Agenten ein, heuern Egistos und Wirecard-Burlis an, stören Datensysteme, versuchen über diverse Kanäle Informationen einzuholen und über ebendiese Desinformation zu verbreiten. Was ist daran überraschend, noch dazu, wo Krieg gärt? Die Logik, dass diese Logik nicht sein darf, solange diese Logik herrscht, entbehrt jeder Logik. Das ist nicht übler als umgekehrt. Dass die Wertekrieger des Wertewestens nie und nimmer wo Wahlen beeinflussen wollen oder gar bunte Revolutionen anzetteln, das glauben doch nicht einmal die gut gefütterten Brotköpfe der Journalle.

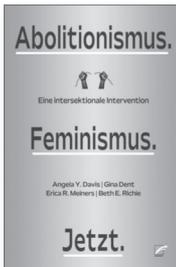
An der Spionage ist nichts verwerflicher als am Staat selbst. Solange dieser existiert, gehört jene dazu. Von Fake zu Fake sei gesagt: Jeder Staat will durch mannigfaltige Agententätigkeiten Wahrheiten einheimen und Unwahrheiten aussetzen. Dafür ist dieser Aufklärung auch jedes Mittel der Verdunkelung recht: Lüge, Intrige, Halbwahrheit, Erpressung, Diebstahl, Mord, das gehört zum Repertoire erweiterter Kriegsführung. Die Aufgedeckten sind jedenfalls weniger als die Nicht-Entdeckten. Daran wird sich auch nichts ändern. So geht Außenpolitik. Spionage ist nichts anderes als investigativer Journalismus auf der Ebene von Staaten und Firmen, Banken und Banden. Wer's nicht glaubt, möge uns die substanzielle Differenz zwischen Agenturen und Geheimdiensten erklären.

Neuerscheinungen



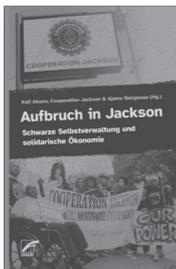
Ein Comic, der die Ikone der Frauenbewegung feiert

Lisa Neubauer
Simone de Beauvoir
Ein illustrierte Biografie
152 Seiten | B5 | 18 €



Für eine Welt ohne Gefängnisse und eine Welt ohne sexistische Gewalt

Angela Davis u.a.
Abolitionismus. Feminismus. Jetzt.
Eine intersektionale Intervention
204 Seiten | 18 €



Schwarze Befreiung praktisch von unten aufbauen

Kali Akuno u.a. (Hg.)
Aufbruch in Jackson
Schwarze Selbstverwaltung und solidarische Ökonomie
304 Seiten | 22 €



Plädoyer für eine freiheitliche und diversitätssensible Pädagogik

bell hooks
Die Welt verändern lernen
Bildung als Praxis der Freiheit
208 Seiten | 18 €



Der tägliche antifaschistische Begleiter

Antifa-Kalendergruppe
Antifaschistischer Taschenkalender 2024
280 Seiten | 10 €



Das ganze Jahr organisiert für Klimagerechtigkeit!

Kalender Kollektiv
Klima Kalender 2024
232 Seiten | 12.80 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

IMMATERIAL WORLD

Im zweiten Teil der kleinen Serie über gesellschaftliche Planung wende ich mich einem alten anarchistisch motivierten Modell zu, der Partizipatorischen Ökonomie, kurz: Parecon. Nach einer kurzen Skizze folgt eine ausgewählte Kritik in neun Punkten.

Das Parecon-Modell legt fünf Werte zugrunde: Selbstverwaltung, Gerechtigkeit, Solidarität, Vielfalt und Öko-Nachhaltigkeit. Es gibt keine Privateigentümer:innen von Produktionsmitteln, keine Chef:innen, keinen Marktwettbewerb und keine zentrale Planung, allerdings Staat, Geld, Preise, Tausch, Lohnarbeit und Privateigentum an Konsummitteln. Die Betriebe werden von Arbeiter:innenräten geführt (AR), die in hierarchischen Branchenföderationen organisiert sind. Auf der Konsumseite gibt es ebenso hierarchisch organisierte Verbraucher:innenräte (VR) sowie dezentrale Nachbarschafts- und Betroffenengruppen (CAPs). Entlohnt wird nicht der Wert der Arbeitskraft, sondern die Opferbereitschaft, hart zu arbeiten. Jene, die nicht arbeiten können, bekommen ein durchschnittliches Ersatzgeld. „Ausbalancierte Jobs“ sollen dafür sorgen, dass „befähigende“ und „entmündigende“ Tätigkeitsanteile gleichermaßen vorhanden sind.

Kernstück ist der jährliche Prozess der partizipatorischen Planung. Darin legen AR und VR ihre Produktions- und Konsumziele vor. Vom zentralen Iteration Facilitation Board (IFB) werden Externalitäten (Umweltschäden etc.) eingepreist, um daraus soziale Kosten und Nutzen und schließlich Preise für Waren und Arbeitskräfte zu berechnen. Diese Daten werden von unten nach oben in mehreren Runden aggregiert, verglichen, angepasst und verfeinert, bis Nachfrage und Angebot annähernd in einem Gleichgewicht stehen und der Plan fixiert werden kann. – Zur Kritik.

(1) Parecon ist ein moralisches Sollensmodell. Die Menschen sollen sich so-und-so verhalten, damit die Gesellschaft funktioniert – paraphrasierte Beispiele: „Wir sollten so handeln, dass alle profitieren“; „Wir sollten uns für den Nachbarn interessieren“; „In Fragen der Migration sollten die Menschen eine solidarische Politik bevorzugen“.

Der partizipatorische Wertekapitalismus

Doch wie werden die Menschen zu dem, was das Modell voraussetzt?

(2) Parecon behauptet mit Klassen gebrochen zu haben. So gäbe es keine Chef:innen mehr. Das ist ein Klassiker der Verwechslung von Funktion und Person wie er nicht nur im Anarchismus zu finden ist. Sobald Güter als Waren produziert werden, gibt es die Verdopplung in Gebrauchswert und Wert bzw. Geld. Die Verwertungslogik besteht darin, das eingesetzte Geld unter Ausbeutung von Arbeitskraft zu vermehren. Das sind die Funktionen von Kapital und Arbeit. Im Kapitalismus sind diese Funktionen mit Kapitalist:innen und Arbeiter:innen personal direkt besetzt. Schafft man die Kapitalist:innen ab, bleibt die Kapitalfunktion solange bestehen wie auch die Basis, die Warenproduktion, erhalten bleibt. Die Kapitalfunktion wird dann von anderen Personen exekutiert, z.B. paradoxerweise von den Arbeiter:innen selbst.

(3) Parecon erliegt der Illusion, dass eine gute Politik das Wirken der Kapitalfunktion ersetzen könne. Das wird auch Voluntarismus genannt. Es ist eine Folge der Verwechslung von Funktion und Person: Keine Kapitalist:innen mehr, keine Kapitalfunktion mehr, freie Bahn für die Politik – so der Fehlschluss. Dieser Voluntarismus ist aus dem Realsozialismus bekannt. Auch dort sollte Politik zum Besten der Menschen gegen die hinterrücks wirkende Verwertungslogik verwirklicht werden. Das geht solange gut, bis sich schließlich der Wert „als regelndes Naturgesetz gewaltsam durchsetzt, wie etwa das Gesetz der Schwere, wenn einem das Haus über dem Kopf zusammenpurzelt“ – so Karl Marx in passender Voraussicht.

(4) Parecon schreibt den Arbeitszwang fort. Lohn wird an Leistung, gar Opferbereitschaft, gekoppelt. Ohne „materielle Interessiertheit“, so hieß das im Realsozialismus, keine Leistung. Leistung gibt es nur mit Zuckerbrot und Peitsche. Die darf zwar kleiner und weniger brutal sein, als im reinen Kapitalismus, aber verzichten will Parecon darauf nicht.

(5) Der Voluntarismus findet sich auch beim Wert der Ware Arbeitskraft. Moralisch motiviert wird besonders knechtende Arbeit höher entlohnt als etwa qualifizierte Arbeit. Qualifikation lohnt sich

im konsumerischen Sinne damit nicht, auch das gab es im Realsozialismus. Die Folgen sind Schattenmärkte, in denen für qualifizierte Arbeiten außerhalb des Plans mehr Geld zu erlangen ist. Solche Arbeiten und überproportionale Entnahmen aus dem Konsumfond führen dann zu ökonomischen Verzerrungen, denen die Planer:innen wiederum gegenzusteuern versuchen, was weitere Ausweichbewegungen hervorbringt etc.

(6) Entgegen ihres Selbstbildes ist Parecon ein zentral koordiniertes Modell. Zwar wird bottom-up geplant, doch die gesellschaftliche Koordination erfolgt von einem zentralen Punkt aus, dem IFB. Es liefert die (Preis-) Daten, an denen sich die Planungsebenen orientieren müssen, um gesellschaftlich zu einer ökonomischen Kohärenz zu kommen. Partizipatorisch dürfen AR und VR die weiter wirkende Wertlogik der Kapitalfunktion – modifiziert durch die moralisch-politischen Imperative – umsetzen.

(7) Parecon simuliert eine Marktwirtschaft. Die iterativen Planungsrunden dienen dazu, die bottom-up gemeldeten und aggregierten Produktionskapazitäten der AR wie die entsprechenden Konsumwünsche der VR in eine Balance zu bringen, wobei Preise als Indikatoren dienen. Der Marktaustausch wird vorab simuliert und dann als Snapshot, dem Plan, eingefroren. Wie alle Modelle, die auf Konsumentmeldungen basieren, bestehen zwischen den Planzyklen wenig Anpassungsmöglichkeiten.

(8) Es gibt eine branchenbezogene Koordination, aber keine entlang der Produktionsketten vom Rohstoff zum Endprodukt. Implizit muss das IFB diese Aufgabe übernehmen, obwohl es eigentlich nur Datenlieferant sein soll. Diese Unklarheit findet sich in vielen Modellen, die sich als dezentral ausgeben, aber dennoch implizit eine zentrale Koordination voraussetzen.

(9) Wie in alle Warenmodellen führt die Entlohnung im Produktionsbereich zur Abwertung und Abspaltung von Care-Tätigkeiten. Dem soll mit „Zuschüssen“ für Care-Arbeit und moralischen „Prinzipien“ entgegengewirkt werden. Doch die Erfolgswahrscheinlichkeit ist gering – obsiegt materielle Macht doch stets über die Moral.

Emmerich Nyikos

Gegenwart und Geschichte

Ein Schlaglicht auf den Wahn, auf dem das postmoderne Bewusstsein basiert

„Durch die einfache Tatsache, dass jede spätere Generation durch die frühere Generation erworbene Produktivkräfte vorfindet, die ihr als Rohmaterial für neue Produktion dienen, bildet sich ein Zusammenhang in der Geschichte der Menschen, bildet sich eine Geschichte der Menschheit, die um so mehr die Geschichte der Menschheit ist, als die Produktivkräfte der Menschen und infolgedessen ihre sozialen Beziehungen sich vergrößert haben.“ (K. Marx, Brief an Annenkow vom 28.12.1946)

„Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte.“ (K. Marx / F. Engels, Die deutsche Ideologie)

„Die Urformel der Postmoderne ist das, was Goethe als Ursünde begreift. Also zum Augenblick zu sagen: ‚Verweile doch! Du bist so schön.‘ ... Was man will, ist die ewige Gegenwart, damit Geschichte und Zukunft mit Gegenwart besetzt werden können. Das ist Dummheit oder Angst, oder beides.“ (H. Müller, Zur Lage der Nation)

I.

Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob das postmoderne Bewusstsein in der Gegenwart, dem Punkt des Jetzt, vollständig aufgeht, ja darauf erpicht ist, darin aufzugehen – eine Sachlage, die darin sich äußert, dass man alles Denken und Handeln allein *darauf* bezieht: Es gibt die Gegenwart – und ansonsten nichts. Oder genauer gesagt: Es gibt die Gegenwart des Jetzt (die sich unendlich fortsetzt) und die *vergangenen* Gegenwarten, wobei die eine Gegenwart die andere fortlaufend ablöst. Demnach gibt es für dieses Bewusstsein eben nur aparte Gegenwarten, die der Natur der Sache

nach aufeinanderfolgen, in ihrer Qualität aber nichts als *Gegenwart* sind – wenn auch (bis auf eine) *vergangen*. Die Vergangenheit als solche nimmt man somit zwar zur Kenntnis, denn es gibt ja die Zeit, die man schwer leugnen kann, indessen nur als ein seltsames Ding, das so weit entfernt und dem Jetzt so äußerlich ist, dass es die, die in der „letzten“ Gegenwart leben, gar nichts angehen kann. Es sei denn, als antiquarisches Objekt oder als Beispielsammlung, d.h. als „Lehre, die zu ziehen ist“. Das hat mit *Geschichte* indes nichts zu tun. Es ist nichts als ihre Karikatur, ihre Parodie oder ihr Zerrbild. Was aber ist *dann* die Geschichte?

Fassen wir es kurz: Die Geschichte ist jeder gegebene Moment, in dem sich das Werden zum Gewordenen verdichtet und aus dem sich seinerseits wieder das Werden ergibt.

II.

Nehmen wir zur Illustration des Gesagten eine beliebige Person, die *jetzt* auf einem Sessel sitzt. Das ist Gegenwart. Schlicht und ergreifend. Oder doch vielleicht nicht? Denn, so wäre zu fragen: War der Sessel immer schon da? Oder ist er *hergestellt* worden – und zwar schon vor, sagen wir, etlichen Jahren oder, möglicherweise, Jahrzehnten? Offenbar, wird man sagen. Damit nicht genug. Denn die Produktion dieses oder auch jeden sonstigen Möbelstücks, das in diesem Moment der Person zur Verfügung steht (von allem anderen hier einmal abgesehen), involviert notwendigerweise nicht allein das Material, aus dem es gemacht wird, sagen wir, Holz, Leim, Nägel und was es dergleichen zur Produktion noch so bedarf, sondern auch das Werkzeug, das notwendig ist, ein solches Stück zu erzeugen: Hammer, Säge, Hobel und noch vieles

andere mehr. Das Material und das Werkzeug jedoch, die hier in der Tischlerei Anwendung fanden, mussten indes offenbar gleichfalls vor ihrer Anwendung fabriziert worden sein: etwa in einer Werkzeugfabrik, die das Metall für Hammer, Säge und Hobel ihrerseits dann aus einem Verhüttungsbetrieb geliefert bekam, der das Erz für *seine* Produktion aus einem Bergwerk bezog, und die Maschinen aus anderen Fabriken, die ihrerseits wieder davor Material und Maschinen von woanders erhielten ... und so unendlich fort bis hin, wenn man denn so weit zurück gehen will, zum ersten Stein der Australopithecinen.

Der Tischler nun, der den Sessel hergestellt hat, hatte sich, damit er überhaupt herstellen konnte, trivialerweise zuvor mit Nahrungsmitteln ernähren und mit Kleidung einkleiden müssen, und diese Nahrungsmittel und diese Kleidung sind ihrerseits wieder von anderen Arbeitskräften mithilfe anderer Materials und anderer Arbeitsmittel hervorgebracht worden, die gleichfalls zuvor mittels ganz anderen Materials und ganz anderer Arbeitsmittel fabriziert worden sind – und so immer fort.

Von all dem anderen hier ganz zu schweigen, das in diesem Zusammenhang desgleichen eine Rolle spielt: etwa von der Tätigkeit der Lehrerinnen oder der Lehrer, die dem Tischler (und all den anderen auch) das Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht haben (Fähigkeiten, ohne die auch weniger anspruchsvolle Arbeiten wie die des Technikers oder die des Ingenieurs nicht ausgeführt werden könnten), wobei dies in einem Gebäude geschah, das Jahre zuvor von Architekten, Maurern, Elektrikern und Installateuren mithilfe von Material, Gerät und Maschinen entworfen und gebaut worden war, die ihrerseits wieder mithilfe von Material, Gerät und Maschinen hergestellt worden sein mussten, die wiederum – und so immer fort.

Und dies alles, was hier gesagt worden ist, gilt offenbar nicht nur für die Produktionstätigkeiten und für solche, die für die Produktion notwendig sind, sondern auch für andere, die sich auf rein intellektuellem Terrain abzuspielen pflegen; es gilt unter anderem somit nicht nur für das materielle, sondern auch für dasjenige Instrumentarium oder „Arbeitsgerät“, das in einem „geistigen“ Kontext zur Anwendung kommt: Es gilt unter anderem mithin für die Bücher, die man jetzt, in diesem Augenblick, verwendet, und die das Ergebnis von Denkprozessen sind, die auf andere, schon früher entstandene Bücher – somit auf das Wissen, das damit transportiert worden ist – zurückgreifen konnten und auch, notwendigerweise, zurückgreifen mussten. Und so in die Tiefen der Zeiten hinab

– bis *dahin* letztendlich, wo die Schrift, ja eigentlich, wo die Sprache als Kommunikations- und Denkinstrument die historische Bühne betrat.

Was bedeutet all dies? Nun, die Gegenwart der Person, die jetzt auf diesem Sessel sitzt, ist, wenn man sie lediglich als das Präsens losgelöst vom Werden begreift, auf den Umfang und das Gewicht eines Sandkorns geschrumpft und sie verflüchtigt sich völlig, wenn sich diese Person wieder von diesem Sessel erhebt. Allein, sollte sie, auf dem Sessel sitzend, zufälligerweise, sagen wir, einen Text verfassen, der vielleicht später einmal in irgendeiner Form von Bedeutung sein könnte (wie gering die Wahrscheinlichkeit dafür immer auch sein mag), dann wird der Punkt der Gegenwart – vielleicht, denn man kann es nicht wissen – eine Wirklichkeit erlangen, die über den flüchtigen Moment, den Augenblick, der an und für sich keinen Bestand hat, hinausgeht. Ist dies nun aber der Fall, dann ist das, was in dem bestimmten Augenblick geschah, in der Tat nur ein weiteres Moment in der Kette (im Prozess) der Geschichte – ein Durchgangspunkt, an dem das Werden zum Gewordenen wird und zugleich das Gewordene sich wieder zum Werden entfaltet.

III.

Übertragen wir nun das soeben Gesagte auf die Gesellschaft in ihrer Qualität als System:

Die jeweilige Gegenwart, die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Ordnung, kann als eine Art „Konstruktion“, „Gefüge“ oder „Formation“ vorgestellt werden, die sich aus „Schichten“ oder „Strata“ aufbaut, wobei die unterste Schicht die abstrakteste ist, die darauf aufbauenden dann aber eine nach der anderen immer konkreter werden.

Dieser Schichtenaufbau entspricht grosso modo indes der Abfolge historischer „Phasen“ des gegebenen Gesellschaftssystems, einer Abfolge mithin, die zugleich einen „Übergang“, eine „Transition“, oder, genauer, eine „Expansion“ vom Elementaren hin zum Komplexen repräsentiert, wobei sich, und das ist entscheidend, das Elementare keineswegs verflüchtigt, sondern im Komplexen, so könnte man sagen, „aufgehoben“ ist (wenn auch nicht unbedingt „beseitigt“, sofern es sich um die „Etappen“ ein und derselben Gesellschaftsordnung handelt).

Die historischen Phasen, von denen hier die Rede ist, ergeben sich aber nun aus dem Zusammenspiel (bisweilen) zeitdivergenter Prozesse, die aus der spezifischen Funktionsweise selbst der jeweiligen historischen Konstellationen entspringen. Es ver-

steht sich dabei natürlich von selbst, dass in den Anfangsphasen immer auch frühere, einer vorhergehenden Gesellschaftsform angehörige, d.h. überlebte Zustände mitgeschleppt werden, die aber dann nach und nach abgebaut, zurückgedrängt oder modifiziert (assimiliert oder angepasst) werden.

Die Progression vom Elementaren hin zum Komplexen (die „Progression“ hier als wertneutral genommen: eben als „Expansion“) darf dabei aber nicht so verstanden werden, als ob man sich die Verhältnisse in früheren Phasen als „einfach“ oder, genauer, als „unkompliziert“ vorstellen müsste; vielmehr ist es so, dass diese durchaus „kompliziert“ gewesen sind, wobei sich die „Kompliziertheit“ allerdings daraus ergeben hatte, dass eben, wie schon gesagt, die Überreste und Trümmer einer früheren Gesellschaftsform oder -ordnung noch eine ganze Weile mitgeschleift wurden (oder sogar mitgeschleift werden mussten), Ruinen mit hin, deren „Abbau“ respektive „Modifizierung“ (deren Assimilierung an das sich neu ergebende Gefüge) dann parallel lief mit der zunehmenden Komplexität, dem allmählichen, von Phase zu Phase sich verstärkenden Komplexerwerden der Strukturen und des Funktionierens des Systems selbst.

Die Qualität des Elementaren bezieht sich also exklusiv auf die *Struktur* und die *Funktionsweise* des neuen Gesellschaftssystems. Daraus folgt, dass mit „Kompliziertheit“ in den Anfangsphasen (im Gegensatz zur „Komplexität“ der späteren Phasen) nur gemeint ist (und gemeint sein kann), dass *inhomogene* respektive *heterogene* Momente koexistieren.

IV.

Werden wir nunmehr noch ein wenig konkreter und wenden wir uns dem System des Kapitals als einem der Exemplare der Gesamtheit der historischen Produktionsweisen zu:

Wenn wir unter die Oberfläche der Erscheinungswelt blicken, so sehen wir hier verschiedene Strata, aus denen die kapitalistische Ordnung, so wie sie sich zur Zeit präsentiert, aufgebaut ist, wobei die „unterste“ Schicht die abstrakteste, die „oberste“ die konkreteste ist: das Stratum der Beziehungen zwischen den in privaten Arbeitsprozessen hervorgebrachten Waren (die Ebene des Werts), dasjenige der Beziehungen zwischen den Produktionsmitteln und der von diesen getrennten gesellschaftlichen Arbeitskraft (die Ebene des Mehrwerts), dasjenige der Beziehungen zwischen den Kapitalentitäten (die Ebene der uniformen Profitrate, die den Produktionspreis der Waren determiniert), dasjenige der zentralisierten Kapitale innerhalb der Sektoren (die Ebene des Monopolkapitals) und schließlich dasjenige der Verselbständigung der äußeren Formen (die Ebene der ultimativen Anhebung des Produktivkraftniveaus, die perspektivisch in der kompletten Automation der Produktionsprozesse mündet), auch wenn hier der Zeitfaktor eine nicht zu gering zu veranschlagende Rolle in der Analyse spielt, insofern immer auch bedacht werden muss, dass sich im Laufe der Zeit das jeweilige Gewicht der einzelnen Schichten (d.h. ihr Determinationspotential) von der untersten hin zur obersten verschiebt.



Organisierung in der Krise

Man könnte verzweifeln: Aufstände und Kämpfe, soweit das Auge reicht, zugleich aber eine Krise von linken, emanzipatorischen Organisationen. Dabei ist Organisierung die Grundlage für gesellschaftspolitische Gestaltung.

Wie gehen die Akteur:innen – von den Gewerkschaften und dem Frauen*streik bis zur Klimagerechtigkeitsbewegung – damit um?

ISBN 978-3-03973-012-4, 232 Seiten, € 18.–

Jahresabonnement (2 Hefte) € 27.–

Förder-Abonnement (2 Hefte) € 100.–

Gönner:innen mindestens € 350.– pro Jahr

Info zu Abo und Heft: widerspruch.ch

Diesen Strata entsprechen nun allerdings *die historischen Phasen* des bürgerlichen Systems, d.h. das, was aktuell existiert, ist das Resultat eines Prozesses, der darin besteht, dass sich aus dem Elementaren sukzessive (und zwar systembedingt, also „logisch“) das Komplexere ergibt, sodass wir als Resultat eben einen „Schichtaufbau“ haben, wobei das Frühere im Späteren durchaus präsent ist und sich als dessen „Basisstruktur“, als dessen grundlegenden „Kern“ oder „Urgrund“ erweist (wenn auch dann am Schluss vielleicht nicht mehr „sichtbar“ präsent, sondern nur implizit als Ausgangspunkt, lediglich „aufgehoben“ im Jetzt – und zwar, in diesem speziellen Fall, in einem strikten Hegelschen Sinn).

Diese Phasen sind:

1. die Phase der Warenproduktion als solche (man könnte hier auch von einer Vorphase sprechen), aus der sich als Resultat bestimmter bis zu einem gewissen Punkt im Hinblick auf dieses Resultat aleatorischer und nicht-intentionaler Prozesse (die „ursprüngliche Akkumulation“, wie sie von Marx genannt worden ist, also die Trennung der unmittelbaren Produzenten von den Mitteln zur Produktion, sowie die Konzentration der – zumeist kolonialen – Absatzwege bestimmter Warenkategorien in einer bestimmten regionalen Zone, nämlich England) die nächste Phase ergibt;
2. die Phase des embryonalen Kapitalsystems, in der relativ unsystematisch Profit produziert wird, und aus der sich die nächste Phase durch Akkumulationsprozesse (in sämtlichen Sektoren) ergibt, wobei das Verhältnis Produktionsmittel zu Arbeitskraft, respektive: konstantes zu variablem Kapital (die organische Zusammensetzung), der Natur der Sache nach (bedingt durch die jeweilige technologische Basis) je unterschiedlich ausfallen wird;
3. die Phase des Kapitalsystems klassischer Prägung, die durch den Ausgleich der Profitraten gekennzeichnet ist (im Rahmen des unterschiedlichen Umfangs des jeweiligen Anteils des konstanten Kapitals am Gesamtkapital der Kapitalentitäten) und aus der sich die nächste Phase infolge der durch die Konkurrenz induzierten Zentralisationsprozesse ergibt („ein Kapital schlägt viele tot“, wie Marx das treffend genannt hat);
4. die Phase des Monopolkapitals, in der sich Monopolpreise bilden und in der auf der Grundlage der dadurch generierten Monopolprofite die Wissenschaft endgültig unter das Kapital subsumiert wird, sodass sich diese in eine bestimmte Richtung gedrängt sieht (nämlich im Hinblick auf die Anhe-

bung des Produktivkraftniveaus tätig zu sein, was schließlich in die Automatisierung und Robotisierung des Produktionsprozesses mündet);

5. schließlich, hervorgehend aus der monopolistischen Phase, die postmoderne Phase oder die Endphase des bürgerlichen Systems (so könnte man im Hinblick auf die fundamentalen Transformationen sagen, die gerade dabei sind, buchstäblich alles über den Haufen zu werfen), eine Phase, in der lediglich die externe Hülle der kapitalistischen Produktion überlebt: Aufgrund von Automatisierung und Robotisierung und damit der tendenziellen Eliminierung der *Arbeit* aus den Produktionsprozessen, fällt die Basis weg für die Produktion des Werts (und, a fortiori, des Mehrwerts), sodass nur noch die äußeren Formen, Preis und Profit, übrig bleiben (wobei diese Konstruktion allein durch das *Monopol*, das Monopol des Privateigentums an den Mitteln zur Produktion und dasjenige der Monopolkapitale, aufrechterhalten wird).

V.

Wir haben hier also eine *statische Konstruktion*, zugleich aber auch einen *Prozess* vor uns, die, im theoretischen Denken, insofern verbunden sind, als der „Aufstieg vom Abstrakten zum Konkreten“, als Marx'sches methodologisches Prinzip, notwendigerweise den historischen Gang vom Elementaren hin zum Komplexen reflektiert. Denn das Abstrakte ist elementar, das Konkrete komplex. Oder anders gesagt: Geht es darum, ein System zu verstehen, so ist, letztendlich, die historische Anschauungsweise als fundamental zu betrachten, als maßgebend für die tiefere Einsicht in die Zusammenhänge, in das „Getriebe“ einer Gesellschaft, das stets insofern verborgen liegt, als es im Konkreten nicht unmittelbar erscheint.

Das aber heißt: Der Augenblick, das Jetzt, der Punkt der Gegenwart ist, da er sich im Grunde als die *Verdichtung* eines (polyvalenten) Prozesses erweist, als ein solcher, *als pure Gegenwart*, als oberflächliches, gehaltloses Präsens, nicht zu begreifen: Betrachtet man diesen Punkt losgelöst von dem erwähnten Prozess, vom Prozess der Geschichte mithin, so wird man immer nur das erfassen können, als was das jeweils Gegebene naiverweise *erscheint*. Wer sich daher auf das Hier und Jetzt kapriziert, wird demnach immer nur über eine verengte Perspektive, einen extrem bornierten Blickpunkt verfügen.

Blendet man die historische Dimension aus den Überlegungen aus, dann erhält man lediglich einen statischen Eindruck von der *Oberfläche* der in einem bestimmten Moment gegebenen Realität (davon, was ins Auge fällt, also die *scheinbaren* Zusammenhänge) – einen Eindruck von der Welt der Erscheinung mithin, die das Wesentliche zwar „involviert“, aber nur *implizit* –, insofern ein System in seinem *Wesen* nur verstanden werden kann, wenn man dieses System als ein prozessierendes Ganzes, als *historische* Totalität begreift, d.h. nicht nur „in Aktion“ (das momentane Hin und Her der gegenseitigen Einflussnahmen diverser „Faktoren“), sondern auch *im Werden begriffen*, denn nur, wenn man es in seinem Werden (und zwar vom Blickpunkt des Gewordenen, also retrospektiv) analysiert, werden die zugrundeliegenden, die *tieferen* Zusammenhänge sichtbar, die eben infolge der Komplexität des Konkreten sich dem Augenschein entziehen: Nur indem man (im theoretischen Denken) die historischen Transformationen „reversibel“, „rückgängig“ macht und daher die Überlagerungen Schritt für Schritt abbaut, können diese Zusammenhänge, auf die es letztendlich ankommt, freigelegt werden, ein Vorgehen, das dann in die Lage versetzt, das Ganze zu re-konstruieren. – Nicht von ungefähr dringt Marx im *Kapital* bis zur Ware vor, um von dort den Ausgangspunkt für die Analyse des Gesamtsystems zu nehmen.

Was für ein System als Ganzes gilt, gilt aber dann gleichfalls für jeden aparten Aspekt der Gesellschaft: Das jetzt Gegebene, von dem die Oberfläche allein „sichtbar“ ist oder genauer: sich dem Blick penetrant aufzudrängen versucht, ist stets das Resultat historischer Prozesse, die in die Tiefe reichen und deren Analyse allein es erlaubt, die Gegenwart, so wie sie ist, zu begreifen.

VI.

Das jeweils Existierende ist, um ein Fazit zu ziehen, somit kein Gegebenes, sondern ein *Gewordenes*. Und dies impliziert, dass das, was jetzt existiert, nur als die *Verdichtung* historischer Prozesse zu begreifen ist, ohne die es schlicht und ergreifend gar keine Gegenwart gäbe.

Zugleich aber kann das Gewordene, dies folgt logischerweise aus der Betrachtung von diesem Blickwinkel aus, nur als ein *Ausgangspunkt*, als die *Basis* anderer, perspektivischer historischer Prozesse angesehen werden. Ja, das Gegebene kann eigentlich nur ein *Ausgangspunkt* sein – und sollte,

wenn man die Sache aus der Distanz, eben *historisch*, zu betrachten geneigt ist, auch als ein solcher fungieren. Denn wenn man die Potentialitäten, die das Resultat der Geschichte sind, nicht bereit ist zu nutzen, dann wäre es so, wie wenn man sozusagen zwar „übernimmt“ (von der Vorwelt), ohne jedoch (an die Nachwelt) „weiterzuvermitteln“. Genaugenommen wäre das der Stillstand oder, auf lange Sicht, der Abbruch der Geschichte.

Kurz: Die Gegenwart ist nichts, es sei denn, man macht was daraus. Es versteht sich dabei natürlich von selbst, dass das Sujet dieser Praxis nur jenseits des Unfugs, des Irrsinns und der Hirnrissigkeiten, wie sie heute *en vogue* sind, gefunden werden kann – ja, jenseits aller kosmetischen Reformen, die darauf abzielen, das *Bestehende* irgendwie zu „verbessern“. Das ist so abwegig nicht, wie es erscheinen könnte: Denn da das Tradierte sich heute (mehr denn je) als „Kondensat“ der *gesamten* Geschichte darstellt, kann diese Praxis, nimmt man die Sache denn ernst, nur eine *historische* sein, und das heißt: eine Praxis, die die Funktionsweise der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit im Blick hat, was letztendlich darauf hinausläuft, diese Gesellschaft gemäß den realen Möglichkeiten umzugestalten, die im Laufe der Zeit akkumuliert worden sind – und dies umso mehr, als die *Notwendigkeit* der bürgerlichen Formen (beginnend mit dem Privateigentum am Produktionsapparat) – und damit auch ihre Sinnhaftigkeit – mit der Eliminierung der Arbeit aus der Produktion von Gebrauchswerten schwindet, ganz abgesehen davon, dass das „Weiter so“, wie man vermuten darf, wenn man die aktuellen Tendenzen extrapoliert, eben nur „Turbulenzen“ und Kindereien bereithält.

Das sollte für jeden einsichtig sein, es sei denn, man versteift sich darauf, so wie die Postmoderne es tut (nicht nur die postmoderne Philosophie, sondern offenbar auch die postmoderne Gesellschaft), sich in die Gegenwart zu vergraben und, als Folge davon, dem *pensiero debole*, dem „schwachen Denken“, zu frönen, wie es zu Beginn der postmodernen Ära Gianni Vattimo ungeniert propagiert hat (ohne sich allerdings dessen bewusst gewesen zu sein, dass er mit diesem Ausdruck nur den *realen Zustand* der bürgerlichen Philosophie und Wissenschaft beschrieb) – ein „Denken“, das dann lediglich, im Gegensatz zu Hegel und Marx, zu Mininatur-Narrationen befähigt.

Maria Wölflingseder

Kennen Sie Camus?

*„Das Gegengewicht zum Absurden bildet die
Gemeinschaft der Menschen, die dagegen kämpfen.“
(Albert Camus)*

„Dichter des Aufbruchs und der Freiheit, der mühe-
los zugleich der Dichter der Liebe ist.“ Mit diesen
Worten beschrieb Albert Camus seinen engen
Vertrauten, den Schriftsteller und Résistance-
Kämpfer René Char. – Man möchte Camus entge-
genrufen: „Danke, gleichfalls!“

Den aktuellen Absurditäten, den politischen, wirt-
schaftlichen, humanen Verwerfungen und Kata-
strophen, die vor einigen Jahren noch
unvorstellbar gewesen wären, möchte ich das
Werk eines Beharrlichen entgegensetzen. Eines
Unermüdlichen, der sich weder mit dem Absurden
abfind noch sich von Ideologien jeglicher Art ver-
leiten ließ. Angesichts schierer Sprachlosigkeit ob
des aufgeflamnten Irrsinns soll einer zur Sprache
kommen, der seine tiefgreifende Gesellschaftskri-
tik – die ihrer Zeit weit voraus war – stets klar
formulierte. Viele sogenannte zivilisatorische Er-
rungenschaften, die damals noch in den Kinder-
schuhen steckten, sah er bereits als bedrohliche
Fehlentwicklung voraus. Differenziertes und un-
dogmatisches Denken, wie es Albert Camus
(1913–1960) eigen war, passte aber nicht in die all-
zu schematischen Köpfe seiner Zeitgenossen. Wie
konnte ein Linker in den 1950er-Jahren die USA
genauso wie die Sowjetunion kritisieren? Wie
konnte jemand mit Syndikalisten genauso Kon-
takte pflegen wie mit Christen oder Marxisten?
Wie konnte sich jemand in Algerien um einen
friedlichen Weg des Pluralismus bemühen – lange
vor dem Unabhängigkeitskrieg? Und anstatt die
Nationale Befreiungsfront die Bewegung um Mes-
sali Hadj unterstützen – die erste, die um Befrei-
ung kämpfte, sich aber 1954 vom gewaltsamen
Widerstand distanzierte? Wie konnte jemand den
Fortschritt kritisieren, die Atomwirtschaft, die
neuen Technologien und den Kapitalismus? Wo es

doch nach dem Zweiten Weltkrieg endlich wieder
aufwärtsging?

Je nach Entfernung und Bekanntheit wurde Ca-
mus entweder diskreditiert und verhöhnt – wie in
Frankreich –, oder ignoriert – wie im deutschspra-
chigen Raum. Eine weitere Option war, ihn zu
vereinnahmen. In Deutschland und Österreich war
Camus als essayistischer und politischer Autor
kaum bekannt. Nicht verwunderlich, wurde doch
die deutschsprachige Herausgabe des Gesamt-
werks erst in den 1990er-Jahren in Angriff genom-
men. Einzig seine literarischen Werke wie *Der
Fremde* und *Die Pest* waren schon früh Schullektü-
re im Französisch-Unterricht. Was ihm jedoch das
Etikett „Philosoph für Abiturenten“ einbrachte.
Lou Marin, ein in Marseille lebender Deutscher –
der die libertär-syndikalistischen Schriften von
Camus übersetzte, kommentierte und herausgab –,
meinte sogar noch Ende der 90er-Jahre, sein Werk
sei „in Deutschland mehr ein Gerücht als eine Be-
kanntheit“.

Aber auch im 111. Jahr nach Camus' Geburt ist es
nicht zu spät, ihn kennenzulernen. Nach meinen
drei Einblicken (2015, 2016 und 2023) in das Leben
und Werk Camus' möchte ich nun einen kleinen
Überblick geben über zentrale Begriffe und deren
Inhalte. Einmal mehr eine Einladung, die Bücher
von und über Camus zu lesen. Gerade weil er kei-
ne letztgültigen Worte und keine generalisierenden
Handlungsanweisungen aussprach, regt er zu Dif-
ferenziertheit an. Von wem könnten wir besser
lernen, dass es auch ganz andere Sicht- und Hand-
lungsweisen gibt als die jeweils vorherrschenden.
Von wem könnten wir besser lernen, dass der Weg
zwischen den „Fronten“ zwar schwierig, aber
möglich ist. Und von wem könnten wir besser ler-

nen, dass selber denken das Wichtigste ist, anstatt gehorsam etwas zu übernehmen oder auch nur hinzunehmen.

Sisyphos, Prometheus, Nemesis

In den mythischen Gestalten erfährt der Mensch ein Bild seiner Möglichkeiten. – Camus' Werk teilt sich in drei Stadien, in drei Zyklen. Jedes Stadium steht einerseits für sich und baut andererseits auf dem vorigen auf. So entsteht ein kohärentes Gesamtwerk. 1. Das Absurde, in dem der Mythos von Sisyphos verhandelt wird. 2. Die Revolte, der Mythos von Prometheus. Und 3. der unvollendete Zyklus: die Liebe und der Mythos von Nemesis. Nemesis ist die Göttin des gerechten Zorns. Sie bestraft die menschliche Selbstüberschätzung. Für Camus ist sie eine Allegorie des Maßes, der Verantwortung, der Grenze.

Jeder Zyklus beinhaltet einen Essay, einen Roman und ein Drama. Der erste: *Der Mythos von Sisyphos*, *Der Fremde*, *Caligula*. Der zweite: *Der Mensch in der Revolte*, *Die Pest*, *Die Gerechten*. Der dritte Zyklus blieb unvollendet. Zum Mythos von Nemesis bzw. zum mittelmeerischen Denken hat Camus bereits in *Der Mensch in der Revolte* geschrieben und auch seine wunderbaren poetischen Essaysammlungen *Hochzeit des Lichts* (1938) und *Heimkehr nach Tipasa* (1954) zählen zu diesem Bereich. In seinem ihm wichtigsten autobiografischen Roman *Der erste Mensch* knüpfte Camus an diese Essays an. Dieses Buch ist zwar unvollendet, aber dennoch sein Meisterwerk. (In *Das fesselnde Spiel und die spielerische Leichtigkeit des Albert Camus* bin ich darauf eingegangen. *Streifzüge* 65)

Mich verlangt nach Absolutem und nach Einheit, aber diese Welt lässt sich nicht auf ein rationales, vernunftmäßiges Prinzip zurückführen.

Camus' Ausgangspunkt lautet: „Ich weiß nicht, ob die Welt einen Sinn hat, der über sie hinausgeht. Aber ich weiß, dass ich diesen Sinn nicht kenne ... und ich weiß, dass ich die beiden folgenden Gewissheiten nicht in Einklang bringen kann: mich verlangt nach Absolutem und nach Einheit, aber diese Welt lässt sich nicht auf ein rationales, vernunftmäßiges Prinzip zurückführen.“

Das Absurde bezeichnet also den Zwiespalt zwischen der Sehnsucht nach Sinn und Verstehen und dem desillusionierenden Schweigen der Welt und der Dinge. Das Verlangen nach Sinn und Einheit

und die Realität von Nichteinheit müssen demnach nebeneinander bestehen bleiben. Dieser Widerspruch kann weder aufgehoben noch kann eine Seite absolut gesetzt werden.

Camus entscheidet sich also für das skeptische Denken. Dies verlangt eine „Bejahung des Widerspruchs“ und den „festen Entschluss, sich darin zu halten, um darin zu überleben“. Mit „lucidité“, mit klarem Erkennen, ohne Illusionen und ohne Vertröstungen auf ein Jenseits durch einen Glauben soll dieser Diskrepanz begegnet werden. Das heißt jedoch nicht, sich anzupassen oder gar zu resignieren. Es gibt nur zwei Auswege, den Selbstmord oder – die logische Weiterentwicklung des Absurden – die Revolte. „Ist die Absurdität einmal erkannt, dann wird sie zur Leidenschaft, zur herzerreißendsten aller Leidenschaften.“ Nur so kann die Absurdität auch Grundlage einer Lebensgestaltung werden, das Spannungsverhältnis gelebt und der Selbstmord abgelehnt werden. Bereits im Essay *Der Mythos des Sisyphos*, in dem das Absurde im Zentrum steht, greift Camus den Begriff der Revolte auf: die Revolte Sisyphos' gegen das Schicksal. Hier geht es noch um einen individuellen Ausweg: „Ich rebelliere, also bin ich.“

Im nächsten Zyklus, in *Der Mensch in der Revolte*, wird der Begriff der Revolte erweitert. Camus nimmt auf den Prometheus-Mythos Bezug. Prometheus als Urbild des mutigen Rebellen, der sich gegen die Macht, die Maßlosigkeit und Unmenschlichkeit – von Zeus – zur Wehr setzt. Die Revolte wird nun eine historische, eine sich auf die kollektive Erfahrung der Absurdität beziehende, also eine mitmenschlich-gemeinschaftliche: „Ich rebelliere, also sind wir.“ Es ist eine Revolte, die niemals absolut wird, die aber auch nie ein Ende finden wird. Eine, die permanent ringt, sich gegen Ungerechtigkeiten auflehnt, eine solidarische, eine liebende Revolte. Es gilt, Verantwortung zu übernehmen und für die Freiheit einzustehen. Dies entspricht der menschlichen Natur. „So leite ich vom Absurden drei Schlussfolgerungen ab: meine Auflehnung, meine Freiheit und meine Leidenschaft.“ Das Standhalten gegenüber dem Absurden erfordert jedoch „beständige Anstrengung im Denken und Handeln“.

Camus möchte nicht wählen „zwischen dieser Licht- und dieser Schattenseite der Welt“. „Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ Auf diese Zwie-

spältigkeit bin ich in *Eine lang gesuchte Antwort* näher eingegangen (*Streifzüge* 66). Wohl ein bedeutender Dreh- und Angelpunkt. Nicht nur das Ertragen dieser Spannung, sondern sie leben zu können, scheint unerlässlich für das Durchhalten einer kritischen Position. Durch seinen heute weitverbreiteten Mangel fehlt es jedoch vielfach an der Fähigkeit zum Widerstand als auch an der zum Genuss!

Das Absurde und die Liebe

Zur Liebe gibt es keinen eigenen Text von Camus, aber wir begegnen ihr in seinem Werk überall. Drei Beispiele: „So ist es nicht möglich, vom Absurden ausgehend die Revolte zu durchleben, ohne an irgendeinem Punkt auf die Erfahrung der Liebe zu stoßen, die zu definieren bleibt.“

Im September 1937 notiert Camus im Tagebuch anlässlich seines Besuchs der Ausstellung *Mostra Giottesca* in den Uffizien in Florenz unter anderem: „Die Wolken ballen sich über den Kreuzgang, und die Nacht überdunkelt nach und nach die Grabplatten, auf denen die Moral festgehalten ist, die man den Verstorbenen zuschreibt. Wenn ich hier eine Morallehre schreiben müsste, würde das Buch hundert Seiten umfassen, und davon wären 99 leer. Auf die letzte würde ich schreiben: ‚Ich kenne nur eine einzige Pflicht, das ist die Pflicht, zu lieben.‘ Und zu allem Übrigen sage ich nein. Ich sage nein mit all meiner Kraft.“

„Denn nicht geliebt zu werden ist nur ein Missgeschick, nicht zu lieben aber ein Unglück.“ Die Revolte ist für Camus die „Bewegung der Liebe“, das „Zu-sich-selber-Kommen“ des Menschen.

„Kein einfaches Thema, hat es doch mit unserer gewöhnlichen Vorstellung von Liebe wenig zu tun“, betont die Philosophin Anne-Kathrin Reif. In ihrem anspruchsvollen Buch *Albert Camus – Vom Absurden zur Liebe* (2013) hat sie sich auf die Spur zum dritten Stadium gemacht. „Albert Camus hat kein philosophisches Systemgebäude hinterlassen. Sein Denken ist ein Weg. Diesen Weg habe ich, so wie ich ihn erkenne, noch einmal abgesprochen. Das Ganze ist kein leichter Spaziergang“, schreibt Reif in ihrem spannenden, informativen und oft amüsanten Blog *365tage-camus.de*. Da das Buch vergriffen ist, bleibt nur, auf ihre Dissertation zu verweisen, die online frei verfügbar ist: *„Die Welt bietet nicht Wahrheiten, sondern Liebesmöglichkeiten“ : zur Bedeutung der Liebe im Werk von Albert Camus* (1999).

Liebe, Freundschaft und Solidarität bieten eine Perspektive. „Das Gegengewicht zum Absurden bildet die Gemeinschaft der Menschen, die dagegen kämpfen“, notiert Camus im Tagebuch.

Revolte versus Revolution

In seiner Essaysammlung *Der Mensch in der Revolte* beleuchtet Camus die Ideengeschichte der Moderne, die aus Geschichtsphilosophien aller Spielarten hervorgegangenen politischen Theorien und Praxen. Er verortet Verwandtschaften zwischen scheinbar gegensätzlichen Ideologien und spitzt die einzelnen Theorien und politischen Strategien bis zum Selbstwiderspruch zu und widerlegt eingefahrene Interpretationen.

Camus' Ausgangspunkt ist immer die konkrete Existenz des Menschen im Hier und Jetzt, mit seinem Verlangen nach Glück, Freunde, Liebe, Schönheit und seiner unvermeidlichen Erfahrung von Leid, Unglück, Scheitern und Tod. Auch die Revolte geht von den Erfahrungen des Einzelnen aus und fordert Einheit, Würde und Sein. Die Revolution hingegen geht von einer abstrakten Idee aus, von einer Ideologie, von der Schaffung eines neuen Menschen. Eine Idee utopischer Art wird in die geschichtliche Erfahrung eingeführt und das Sein des Menschen in der Totalität der Geschichte aufgelöst. Revolutionäre bzw. staatliche Gewalt zur planmäßigen Umsetzung dieser Idee sind oft die Folge.

Mit folgenden Sätzen beschreibt Camus die Unterschiede der Begriffe Revolte und Revolution, die auf den Erfahrungen der letzten 200 Jahre gründen. Die Revolte „ist in ihrem Beginn nicht die totale Verneinung allen Seins. Im Gegenteil, sie sagt gleichzeitig ja und nein, sie verwirft einen Teil der Existenz im Namen eines anderen, den sie verherrlicht ... Die Bejahung einer Grenze, einer Würde und einer den Menschen gemeinsamen Schönheit zieht nur die Notwendigkeit nach sich, diesen Wert auf alle und alles auszudehnen und auf die Einheit zuzugehen, ohne die Ursprünge zu verleugnen. In diesem Sinn rechtfertigt die Revolte in ihrer ursprünglichen Echtheit kein rein geschichtliches Denken. Die Forderung der Revolte ist die Einheit, die Forderung der geschichtlichen Revolution die Totalität. Die erstere geht von einem Nein aus, das sich auf ein Ja stützt, die letztere von der absoluten Verneinung und verurteilt sich zu jeder Knechtschaft, um ein Ja hervorbringen, das an die Grenze der Zeiten hinausgeschoben ist. Die eine ist schöpferisch, die andere nihilistisch.“

Camus' Definition von Revolte bietet eine Alternative zu den verabsolutierenden Geschichtsentwürfen eines Hegel und Marx. „Die absolute Revolution setzte tatsächlich die absolute Formbarkeit des Menschen voraus ... Aber die Revolte ist die Weigerung des Menschen, als Ding behandelt zu werden ...“ Die Begriffe Grenze, Maß, Nein sind von zentraler Bedeutung. Sie werden anhand des Mythos von Nemesis und im mittelmeerischen Denken weiter ausgeführt. Dabei geht es nicht um moralische Grenzen, sondern um grundsätzliche Fragen der *conditio humana*. – Camus hat auch stets mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass auf das passende Verhältnis zwischen Zielen und Mitteln sorgsam zu achten sei. Zwänge, Gewalt, auch Staatsgewalt hat er abgelehnt. Gewalt ließe sich zwar nicht immer vermeiden, sie sei aber nicht zu rechtfertigen.

Camus kommt in *Der Mensch in der Revolte* zum Schluss: Mit fanatischen Anhängern einer Ideologie oder eines Glaubens lässt sich nicht diskutieren. Die einen Streben nach innerweltlicher, die anderen nach außerweltlicher Erlösung.

Die neue Mittelmeerkultur

Welch erstaunlich radikale Zivilisationskritik hat Camus geübt! Folgender Ausschnitt aus dem kleinen Essay *Helenas Exil* in der Sammlung *Heimkehr nach Tipasa* veranschaulicht, was mit dem „mediterranen Denken“ („*pensée de midi*“) gemeint ist. *Midi* heißt sowohl *Mittag* als auch *Süden*. Camus beruft sich auf die Frühzeit der griechische Antike, überliefert vor allem durch die Vorsokratiker, durch Sokrates und die klassischen Tragiker, die vor menschlicher Hybris gewarnt haben.

„Für das griechische Denken war stets die Begrenzungsidee vorherrschend. Es hat nichts auf die Spitze getrieben, weder das Heilige noch die Vernunft, weil es nie etwas verleugnete, weder das Heilige noch die Vernunft. Es hat alles einbezogen, den Schatten durch das Licht ins Gleichgewicht bringend. Unser Europa hingegen, das sich berufen fühlt, alles zu erobern, ist die Tochter der Unmäßigkeit. Es leugnet die Schönheit, wie es alles leugnet, was es nicht anbetet. Und es betet ... ein Einziges an: den zukünftigen Sieg der Vernunft. In seinem Wahn versetzt es die ewigen Grenzen, und in diesem Augenblick stürzen sich düstere Erinnyen (*Bewacherinnen der Gerechtigkeit*, *Anm. M. W.*) darauf und zerreißen es. Nemesis wacht, die Göttin des Maßes, nicht der Rache. Alle, die die Grenzen überschreiten, werden von ihr unerbitt-

lich gestraft.“ Und Heraklit zitierend: „Die Sonne wird ihre Grenzen nicht überschreiten. ... Vermessenheit, Rückgang des Fortschritts.“

Bereits im Alter von 23 Jahren hat Camus seine Vorstellungen von einem friedlichen Zusammenleben im Mittelmeerraum formuliert, von dem ganz Europa lernen könnte. So entdecken wir ein wahres Fundstück im – 2021 erstmals auf Deutsch erschienenen – Band mit Vorträgen und Reden: *Die einheimische Kultur. Die neue Mittelmeerkultur*. Er hielt diese Rede 1937 anlässlich der Eröffnung des *Maison de la Culture* in Algier, dessen Generalsekretär er war. Sie wurde auch in der Zeitschrift des Kulturhauses *Jeune Méditerranée* abgedruckt. Anhand von historischen Befunden wird der Mittelmeerraum als Schmelztiegel zwischen Orient und Okzident dargestellt, der sich immer wieder neu erfunden hat. Aber die abstraktionskritische Kultur blieb stets erhalten, in der Leiblichkeit, Sinnlichkeit und Schönheit im Fokus stehen, genauso wie die Schöpfung und das schöpferische Schaffen. Für Camus fällt dieser Kultur „die Aufgabe zu, auch die heutigen Weltanschauungen zu verändern. Ein mediterran geprägter Kollektivismus wird sich grundlegend vom ursprünglichen russischen Kollektivismus unterscheiden.“ – Camus grenzt sich dabei aber dezidiert von Vereinnahmungen durch einen rechten Traditionalismus ab.

Um wie viel brisanter als zu Camus' Zeiten sind die Worte aus *Helenas Exil* heute: „... wahr ist, dass der Mensch die Schönheit nicht entbehren kann, und einzig unsere Epoche scheint dies nicht glauben zu wollen. Sie versteift sich, um die absolute Herrschaft zu erreichen; sie will die Welt verwandeln, bevor sie sie ausgekostet hat; sie will darüber verfügen, bevor sie sie begriffen hat. ... die Welt wird öde dadurch. Odysseus darf bei Kalypso zwischen der Unsterblichkeit und der heimatlichen Erde wählen. Er wählt die Erde und mit ihr den Tod. Eine so einfache Größe ist uns heute fremd.“

Auch in der Rede *Der Künstler und seine Zeit* an der Universität Uppsala anlässlich seiner Nobelpreisverleihung im Dezember 1957 übt Camus erstaunliche Kritik. Er zeigt auf, dass seit ungefähr hundert Jahren unsere Gesellschaft „nicht einmal die Gesellschaft des Geldes genannt werden kann“, sondern sie wurde zu einer „Gesellschaft der abstrakten Symbole des Geldes“, die von einer „gewissen Art von Mystifikation“ geprägt ist. „Eine auf Zeichen gegründete Gesellschaft ist ihrem Wesen nach eine

künstliche Gesellschaft, in der die leibliche Wahrheit des Menschen an der Nase herumgeführt wird.“ – Und in *Der Mensch in der Revolte* schreibt Camus über „das Drama unserer Zeit, in der die Arbeit, weil ganz der Produktion unterstellt, aufhörte, schöpferisch zu sein“. Das Schöpferische jedoch ist eine *conditio sine qua non* für ein freies menschliches Dasein. „Jede Schöpfung verneint in sich die Welt des Herrn und des Sklaven. Die hasenswerte Gesellschaft von Tyrannen und Sklaven ... wird ihren Tod und die Verwandlung erst auf der Ebene der Schöpfung finden.“

In *Helenas Exil* ist auch die Rede vom Heiligen. Ja, Camus betonte seinen „Sinn für das Heilige“, obwohl er nicht an ein Weiterleben nach dem Tod glaubte. Er pflegte dennoch Kontakte zu Christen, insbesondere, wenn es um die Verwirklichung gemeinsamer Ziele ging. Auch Franz von Assisi war für ihn von Bedeutung. Jener „mediterrane Mensch, der aus dem Christentum der Innerlichkeit und der Askese einen Hymnus an die Natur und die unbefangene Freude gemacht hat“. Und Simone Weil, französische Philosophin, Sozialrevolutionärin und christliche Mystikerin – unter anderem von Franz von Assisi beeinflusst –, war für Camus neben seinem Freund René Char jene Autorin, die ihm am nächsten stand. Da Weil 1943 mit 34 Jahren in England starb, lernte Camus sie nie persönlich kennen, aber als Lektor bei Gallimard entdeckte er ihre umfangreichen Manuskripte, die er kommentierte und in mehreren Bänden herausgab.

Wenige haben zu seiner Zeit solch weitreichende Kritik jenseits vorgefertigter Ideologien geübt. Und Resignation, Verzweiflung oder Zynismus waren für Camus keine Perspektive. Triftige Gründe, ihn wieder aufzugreifen oder überhaupt erst genauer kennenzulernen. Es steht auch noch aus, so manche Hintergründe von Vorurteilen gegenüber Camus näher zu beleuchten (vgl. zum Beispiel Lou Marin: *Camus gegen Sartre*). Überdies ist es verwunderlich, dass noch kaum jemand „geistesverwandte“ Aspekte anderer Kritiker und Kritikerinnen erkannt und mit jenen von Camus in Beziehung gesetzt hat. Einen ersten Hinweis darauf werde ich in der Online-Ausgabe diesem Beitrag anhängen. Don't miss it! A bientôt!

LITERATUR

- Albert Camus: *Reden und Vorträge 1937–1958*, Hamburg 2021.
- Albert Camus: *Unter dem Zeichen der Freiheit*, Camus-Lesebuch (eine Einführung) hg. und mit Zwischentexten von Horst Wernicke, Reinbek bei Hamburg 1985.
- Lou Marin: *Camus gegen Sartre*, in: *Begegnungen feindlicher Brüder*, hg. von Philippe Kellermann, Münster 2012. – Eine gekürzte Fassung davon: <https://direkteaktion.org/209-fallstricke-nationaler-befreiung/>
- Lou Marin, Hg.: *Albert Camus – Libertäre Schriften 1948–1960*, Hamburg 2013.
- Lou Marin: *Ursprung der Revolte: Albert Camus und der Anarchismus*, Heidelberg 1998.
- Martin Meyer: *Albert Camus – Die Freiheit leben*, München 2013.
- Annemarie Pieper: *Albert Camus*, München 1984.
- Anne-Kathrin Reif: *Albert Camus – Vom Absurden zur Liebe*, Königswinter 2013.
- Anne-Kathrin Reif: „Die Welt bietet nicht Wahrheiten, sondern Liebesmöglichkeiten“ : zur Bedeutung der Liebe im Werk von Albert Camus (Dissertation, Universität Wuppertal 1999), online verfügbar.
- Dennis Sölch, Oliver Victor, Hg.: *Albert Camus – ein Philosoph wider Willen? Zur Geschichte und Gegenwart seines Denkens*; mit Beiträgen u.a. von Holger Vanicek, Brigitte Sändig, Anne-Kathrin Reif, Lou Marin, Hans Schelkshorn, Mario Wintersteiger, Basel/Berlin 2022.
- www.365tage-camus.de

Ilse Bindseil

Fukushima

Über das schlichte Bedürfnis nach Verleugnung

Jahre nach der Atomkatastrophe in Fukushima, aber nicht so viele Jahre, wie es jetzt her ist, äußerte eine Frau, die drauf und dran war, in den kontaminierten Bezirk zurückzukehren, in einer Reportage so etwas wie: dass sie ihr Leben am gewohnten Ort wiederaufnehmen wolle. Sie glaubte den Unbedenklichkeitserklärungen der Regierung, die sich auf Experten stützten, oder vielmehr sie war so wenig interessiert, daran nicht zu glauben, wie die Schuldfrage zu klären, gar deren positive Beantwortung sich zunutze zu machen. Ich gebe zu, dass ich mich an Einzelheiten ihrer Stellungnahme, die ihr ohnehin eher abgenötigt wurde, als dass sie sie bereitwillig gab, und die sie mit Sicherheit knapper hielt, als ich sie wiedergebe, nicht mehr genau erinnere. Sicher bin ich mir, dass ich die Frau beneidete, ersparte sie sich doch die Vorkehrungen und Ängste, die mir fünfundzwanzig Jahre früher, im Anschluss an die Katastrophe von Tschernobyl, als meine Kinder klein waren und die Verantwortung groß war, das Leben schwer gemacht hatten. Sie verteidigte ihren Alltag gegen Eingriffe, die sie als willkürlich empfand, weil sie den Rahmen des Gewohnten sprengten. Es ging ihr nicht darum, dass sie zum Beispiel zu essen hatte, sondern dass sie ihr Leben in gewohnter Weise führen konnte. Es wäre nicht uninteressant zu überlegen, ob Willkür im Kontext abendländischer Aufklärung nicht genau das Gegenteil meint, nämlich den sich über alle mögliche Form hinwegsetzenden unmittelbaren Zugriff aufs Leben.

Dass die Frau womöglich ihr Leben riskierte, dieses Argument, ich will nicht sagen, zählte für sie nicht, aber es kam nicht zum Tragen. Sie setzte auf ein unbeschädigtes Leben jetzt. Nach hiesiger Logik: Für ihre Gegenwart bezahlte sie mit ihrer Zukunft. Das lohnte sich für sie, weil sie mehr im „Ist“ als im „Wird“ und überhaupt nicht in der Welt der Vorstellungen lebte, in der die schlimmsten Bedrohungen unsichtbar und Ängste bekanntlich schlimmer als Tatsachen sind. Was das Sein dieser merkwürdigen Frau betrifft, bin ich auf Vermutungen angewiesen, aber ich denke, es funktioniert nur, wenn die Beziehung zwischen dem Leben und seiner Form innig ist.

Noch weniger als die möglichen Gefahren zählten für sie die Fragen von Verantwortung und Schuld. Jener Bereich, den wir Hiesigen, indem wir vor Gericht ziehen, zum Schauplatz unserer Handlungen und zum Mittelpunkt unseres Lebens zu machen pflegen, existierte für sie nicht. Vor die Alternative gestellt, die Katastrophe auf das Konto des Tsunamis und seiner Naturkräfte oder auf das des Reaktors und seiner Profiteure zu setzen, hätte sie sich für das erstere entschieden; ich sage „hätte“, denn allein schon den Entscheidungsspielraum zu gewahren wäre nicht ihr Ding gewesen. So wurde sie dem Gegenstand zwar nicht gerecht. Aber sie ersparte sich den Umzug in die Welt der angenommenen Tatsachen, jene Welt, in der „gesetzt den Fall, heißt, nehmen wir mal an“. (Robert Gernhardt: „Gesetzt den Fall, ihr habt ein Schaf gekränkt.“) In ihr ereignet sich die Welt im „Wenn“ und „Dann“ des Bedingungsgefüges, idealerweise im Irrealis, im „Was wäre gewesen wenn“, das das Geschehen an die Bedingung seiner Möglichkeit bindet, statt an seine Tatsächlichkeit an seine Wahrheit.

– ein Naturereignis?

Ich muss zugeben, ich beneidete die Frau, die die Gesellschaft in ein Verhältnis zur Natur und sich in ein Naturverhältnis zur Gesellschaft setzte. Sie war der Gesellschaft so viel näher als ich, die ich ihr nie wirklich nah sein würde. Sie war auf eine ursprüngliche Weise gesellschaftlich und konnte es darum nicht in einer abgeleiteten Weise sein. Aber was war, wenn Quecksilber die Fische vergiftete? Dann, sagte ich mir, wurde es nach Art der Naturkatastrophen bekämpft. Ohne zu murren, denn die Natur ernährte einen und brachte einen um. Wenn aber der Schaden die Natur an ihre Grenze brachte? Dann bestätigte sich einmal mehr, dass die Gesellschaft die natürliche Umgebung des Menschen war. Um im Kalauer zu bleiben: Ohne zu murren und so, wie wir es aus den Samurai-Filmen kennen, musste sie bekämpft werden.

Ich sagte mir: Die Frau hat keine Ahnung von den kapitalistischen Verhältnissen, aber auf ihre Weise trägt sie ihrer Ahnungslosigkeit Rechnung; indem sie sie ignoriert. Dadurch dass sie nach Fukushima zurückgeht, zeigt sie, dass sie entschlossen ist, mit den Risiken des Kapitalismus so zu leben, wie sie gewohnt ist, mit den Risiken der Natur zu leben. Die exponentielle Natur des Kapitalismus mag ihr auf diese Weise entgehen, in hiesiger Betrachtung: seine Fähigkeit, das Graduelle der Natur zu sprengen. Wenigstens verfängt sie sich nicht in den fruchtlosen Versuchen, im Unterschied zur kapitalistischen eine natürliche Natur auszumachen, die nicht immer bloß das gestrige gesellschaftliche Verhältnis meint.

Übrigens verkörpert die Havarie in Fukushima jenen Typus von Katastrophe, der wie eigens dazu eingerichtet scheint, die Identität gesellschaftlicher Selbstentfaltung und Zerstörung, leider auch das Gefangensein aller unserer Betrachtungen ins Licht zu rücken, drückt sich im Drama von „fast“ und „beinahe“ doch nicht nur die bekannte Lust am Untergang, sondern, als Relikt der Allmacht des Gedankens, auch das schlichte Bedürfnis nach Verleugnung aus, der Wunsch, etwas möchte nicht wahr sein. Es ist diese Überzeugung von der Reversibilität allen Geschehens, die uns Hiesige gegenüber der Bewohnerin von Fukushima recht eigentlich ins Hintertreffen bringt.

Hermann Engster

Leeres Zeichen – vergangene Zukunft

Derrida liest Kafkas „Vor dem Gesetz“

Kafkas Erzählung *Vor dem Gesetz* ist ursprünglich in den Roman *Der Process* von 1914/15 eingebaut. Die Hauptfigur Josef K. steht unter einer ihm nicht bekannten Anklage, und er versucht vergeblich zum Gericht vorzudringen, um über seinen Fall Klarheit zu gewinnen. In einem Dom kommt es zu einem Gespräch zwischen ihm und einem Geistlichen, der ihm die *Legende vom Türhüter* erzählt. Diese erschien 1915 als selbständige Erzählung. Sie ist kurz und geht so:

Vor dem Gesetz

Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, dass er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. „Es ist möglich“, sagt der Türhüter, „jetzt aber nicht.“ Da das Tor zum Gesetz offensteht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehn. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt: „Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meines Verbotes hineinzugehn. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehn aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.“ Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet; das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen, dünnen, schwarzen tatarischen Bart, entschließt er sich, doch lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und lässt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden, und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragt ihn über seine Heimat aus und nach vielem andern, es sind aber

teilnahmslose Fragen, wie sie große Herren stellen, und zum Schlusse sagt er ihm immer wieder, dass er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles, und sei es noch so wertvoll, um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber sagt dabei: „Ich nehme es nur an, damit du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben.“ Während der vielen Jahre beobachtet der Mann den Türhüter fast ununterbrochen. Er vergisst die andern Türhüter, und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz. Er verflucht den unglücklichen Zufall, in den ersten Jahren rücksichtslos und laut, später, als er alt wird, brummt er nur noch vor sich hin. Er wird kindisch, und, da er in dem jahrelangen Studium des Türhüters auch die Flöhe in seinem Pelzkragen erkannt hat, bittet er auch die Flöhe, ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen. Schließlich wird sein Augenlicht schwach, und er weiß nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird, oder ob ihn nur seine Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muss sich tief zu ihm hinunterneigen, denn der Größenunterschied hat sich sehr zuungunsten des Mannes verändert. „Was willst du denn jetzt noch wissen?“ fragt der Türhüter, „du bist unersättlich.“ „Alle streben doch nach dem Gesetz“, sagt der Mann, „wieso kommt es, dass in den vielen Jahren niemand außer mir Einlass verlangt hat?“ Der Türhüter erkennt, dass der Mann schon an seinem Ende ist, und, um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: „Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schliesse ihn.“

Die Erzählung ist voller Rätsel. Auf sie trifft Adornos Wort zu: „Jede Zeile spricht: deute mich, und keine will es dulden.“ Der Erzähler nimmt eine auktoriale (: allwissende) Erzählperspektive ein. Er berichtet aber nichts über das Innenleben der beiden Figuren, er weiß im Grunde auch nicht mehr als der Leser und geht auf die zentralen Fragen der Geschichte nicht ein, als da sind:

- + Was bedeutet das Gesetz?
- + Wie ist die Präposition „vor“ zu deuten: räumlich, zeitlich?
- + Weshalb will der Mann vom Lande – und wer ist er? – zum Gesetz gelangen?
- + Der Türhüter als Repräsentant des Gesetzes befindet sich ebenfalls „vor dem Gesetz“. Ist er außerhalb des Gesetzes? Er sei, sagt er, nur der unterste Türhüter, und nach ihm folgen mächtigere, deren Anblick nicht einmal er ertragen könne. Er kann also selbst auch nicht zum Gesetz durchdringen. Woher bezieht er seine Autorität?
- + Die Tür zum Gesetz steht offen, und grundsätzlich ist dem Mann vom Lande der Zutritt gestattet – nur eben „nicht jetzt“, wie der Türhüter verfügt. Wann dann?
- + Weshalb unternimmt der Mann im Verlauf seines ganzen Lebens keinen Versuch, durch die Tür zu treten?
- + Warum war diese Tür nur für ihn bestimmt?

Die Erzählung hat eine Fülle von Interpretationen hervorgerufen: existenzphilosophische, theologische, psychoanalytische, soziologische, semiologische, tiefenpsychologische etc. – es sind sage und schreibe zweihundert verschiedene, sodass die Literaturkritikerin Susan Sontag spöttisch von einer „Massenvergewaltigung Kafkas durch die Germanistik“ sprach. Das ist freilich, mit Verlaub, nicht dieser anzulasten, sondern Kafka selbst.

So sei es erlaubt, diesen Deutungen eine weitere hinzufügen, immerhin eine solche, die zu den modernsten und avanciertesten gehört und die auch für die Leserinnen und Leser der *Streifzüge* von Interesse sein könnte: die Deutung von Jacques Derrida.

Er hat sie 1999 in seinem Essay *Préjugés. Vor dem Gesetz vorgelegt* (Edition Passagen). Das Wort *préjugés* bedeutet „Vorurteile“. Das Wort wird hier neutral gebraucht. Derrida verwendet es in dem Sinne, dass alle Urteile wie z.B. über Literatur im Grunde Vorurteile sind, welche den Sinn eines Werks stets verfehlen. Denn letztlich bleibt die Suche nach einem Sinn im Werk immer vergeblich.

In dieser Perspektive sollen alle Urteile über Literatur auseinandergenommen – „dekonstruiert“ – werden.

Derrida unterzieht den Text also einer dekonstruierenden Lektüre. Es geht dabei nicht darum, im Text einen vom Autor vorgefertigten Sinn zu entschlüsseln, sondern durch die Lektüre überhaupt erst Sinn zu erschaffen. Und zwar aufgrund der Autonomie des Textes, seiner Autonomie gegenüber sowohl dem Autor als auch dem Leser.

Das ist in Derridas spezifischem Textbegriff begründet. Vorrang hat für Derrida nicht das mündliche Wort, sondern das schriftlich fixierte. Das gesprochene Wort ist flüchtig, das geschriebene fest. So beruht Sprechen eines Textes letztlich auf der Schrift. Ein Autor schreibt einen Text, indem er Worte und Sinneinheiten aneinanderreihet. Diese sind in ihrer Bedeutung von einer Vielzahl von Bezügen bestimmt. Der Leser liest den Text mit zeitlicher Verzögerung, stellt Beziehungen zwischen ihnen her und deutet sie unter verschiedenen Aspekten. Auch in diesem Akt der Deutung sind die Wörter und ihre Bedeutungen von einer Vielzahl von Bezügen bestimmt, die zwischen dem Autor und dem Leser sich entfalten. So gibt es keine Text-Gleichzeitigkeit zwischen Autor und Leser und keine Überzeitlichkeit der Wörter und ihrer Bedeutungen, sondern die Wahrnehmung des Textes ist bestimmt durch die Verzögerung des Verstehens und die Hemmungen im Verstehen selbst.

So entsteht eine Differenz. Das deutsche „Differenz“ leitet sich her vom französischen *différence* und dieses vom Verb *différer*, das zum einen „unterscheiden“, zum andern aber auch „verschieben, aufschieben“ bedeutet. Hier hakt Derrida ein. Durch diese zeitliche Versetzung kommt es zwischen Autor und Leser zu einer Sinnverschiebung. Diese Verschiebung bezeichnet Derrida mit einer neuen Wortschöpfung als *différance*. Der hinter-sinnige Witz dabei ist, dass beide Wörter – *différence* und *différance* – gleich ausgesprochen werden, aber diese Gleichheit ist nur eine scheinbare und von Derrida beabsichtigt, denn es wird verschieden geschrieben. Diese *différance* ist für die Sprache und die Lektüre von Texten unausweichlich und entscheidend.

Wir haben hier ein neues Verhältnis oder besser: Zusammenspiel von Autor, Text und Leser vorliegen. Die Rezeptionsästhetik der sog. Konstanzer

Schule hat in den 70er-Jahren in der Literaturwissenschaft für Furore gesorgt, indem sie sagte: Der Sinn eines Textes ist nicht fest, sondern entsteht erst in der Interaktion mit dem Leser, der in einer veränderten Zeit neue Fragen stellt, auf die der Text oft unerwartet antwortet, und so ein neues Sinnpotenzial des Textes offenbar wird.

Erfährt hier der Text eine neue Eigenständigkeit und wird zum Subjekt, so geht Derrida in seiner Verwegenheit noch einen Schritt weiter, indem er die Grenze aufweicht und die Auseinandersetzung mit dem Text selbst und innerhalb des Textes selbst zu einem literarischen Diskurs entwickelt. Die Dekonstruktion geschieht durch allerlei Verfahrensweisen: durch assoziativ aneinandergereihte Überlegungen, Abweichungen, Verzerrungen, Wortspiele, Parodien. Die Schrift mit ihrem Vorrang vor dem gesprochenen Wort und ihrer Eigenständigkeit markiert diese zeitliche Differenz – die *différance* – und damit das Verschieben von Bedeutung, das sich einstellt. Und dies eben aus dem Grunde, weil es keine originale, authentische Bedeutung gibt: keine perfekte Repräsentation, keine unmittelbare Identität von Wort und Sache, oder linguistisch: von Signifikant und Signifikat. Der Text wird zu einer Struktur ohne Zentrum.

Dabei verfährt Derrida folgendermaßen: Er sucht gezielt Paradoxien und Rätsel im Text und in dem auf ihn folgenden literarischen Diskurs auf, ohne sie auflösen zu wollen, sondern lässt sie stehen. Mit diesen Paradoxien sucht er Grenzen im Text und im Diskurs auf, und er zeigt, dass diese Grenzen zum einen notwendig sind, zum andern aber auch unscharf und unbestimmt. Dabei nähern sich wissenschaftlicher und literarischer Diskurs einander an, und die dekonstruktivistische Lektüre wird auf diese Weise selbst literarisch.

Auf dieser Grundlage geht Derrida an Kafkas Erzählung *Vor dem Gesetz* heran. Die von ihm konzipierte Figur der *différance* zeigt sich schon in der Formulierung *Vor dem Gesetz*. Der Titel hat die Funktion, den Text als Erzählung erscheinen zu lassen, und ist zugleich Teil der Erzählung selbst. Die Formulierung *Vor dem Gesetz* ist also zugleich außerhalb und innerhalb des Textes. Dies ist das erste Paradoxon und die erste Unschärfe.

Das zweite Paradoxon ist: Das Gesetz (oder Recht) kann nur aus sich selbst begründet werden, aus seiner reinen Geltung, nicht durch eine höhere

Autorität, Herkunft, Erfahrung oder geschichtliche Entwicklung. Es kann nur logisch-begrifflich, also theoretisch begründet werden. Es ist, mit Kant zu sprechen, ein *a priori*: Es ist von vornherein da, unabhängig von sinnlicher Wahrnehmung oder historischer Herleitung.

Dieses Paradoxon hat Konsequenzen für die Erzählung selbst. So wie das Gesetz keinen Anfang hat, kann auch, so Derrida, eine Erzählung *über* das Gesetz keinen Anfang haben, weder räumlich noch zeitlich. Die Erzählung fängt – wie das Gesetz – anfangslos mit sich selbst an. Der Text selbst, so Derrida, ist der Eingang, die Tür zum Gesetz, die offen steht für jeden Menschen, der lesen kann, für den schlichten *Mann vom Lande*. Enttäuscht werden die Hoffnungen sowohl die des Mannes vom Lande, zum Gesetz zu gelangen, als auch die des Lesers, den Sinn des Textes zu entschlüsseln – und so zum Gesetz zu gelangen.

Das dritte Paradoxon ist das schärfste. Das Gesetz ist, wie schon betont, dadurch bestimmt, dass es nicht historisch, nicht empirisch, nicht durch eine höhere Autorität begründet werden kann, sondern nur aus sich selbst, d.h. logisch-begrifflich. Vor demselben Problem steht eine Erzählung *über* das Gesetz. Die Konsequenz daraus ist: Die Erzählung muss von diesem unlösbaren Problem selbst erzählen und es selbst ins Werk setzen. Die Erzählung erzählt also nicht wie traditionelle Erzählungen eine Geschichte, sondern erzählt ihr eigenes fundamentales Problem, das sie nur zum Schein in eine Geschichte einkleidet.

Dieses Paradoxon wird einsichtig, wenn man „Gesetz“ durch „Gott“ ersetzt. Wie Gott ist auch das Gesetz unerreichbar und unergründlich. Gott hat keinen Ort, keine Zeit und keine Geschichte. Er gilt aus sich selbst, aus reiner Geltung. Das gilt auch für das Gesetz.

Deshalb sagt Derrida, dass das Gesetz und das Ereignis des Gesetzes – d.h. sein Zum-Vorscheinkommen – nicht als solche oder an sich erscheinen können. Er schließt sich hier an Heidegger an: Das Gesetz-*hafte* und das Ereignis-*hafte* seines Erscheinens können in ihrem eigentlichen Sein nicht als solche erscheinen, sondern erscheinen können immer nur individuelle Ereignisse, individuelle Gesetze und ein bestimmter Gesetzesinhalt. Was also die eigentliche Kraft des Gesetzes ausmacht, warum ein Gesetz universell gelten kann, das kann mithin weder aus dem Inhalt noch durch die Form

des Gesetzes begründet werden. Insofern ist das Gesetz „leer“. Die Erzählung *Vor dem Gesetz* gibt der Leere des Gesetzes Inhalt und Form. Das zeigt zugleich, dass Inhalt und Form der Erzählung, ja, die in ihr erzählte Geschichte selbst, dem „Eigentlichen“ des Gesetzes immer äußerlich bleiben müssen – und damit selber immer nur *vor dem Gesetz* sind.

Daraus ergibt sich das Problem von Besonderem und Allgemeinem, oder mit Derrida: von Singularität und Universellem. Der „Mann vom Lande“ ist ein Einzelner, er verkörpert die Singularität, er steht dem Gesetz als dem Universellen gegenüber. Kafkas Legende handelt, so Derrida, von dem tragischen Konflikt, dass Singularität und Gesetz einander nicht zu begegnen vermögen. Der Türhüter ist derjenige, der das Gesetz hütet, aber ebenso in dessen Bann steht wie der Mann vom Lande. Beide sind dem Gesetz ausgesetzt, so wie der Mensch dem Universellen (oder wenn man will: Gott) ausgesetzt ist. Sie selbst dürfen das Gesetz selbst nicht anschauen oder dessen Anschauung gar irgendwie erzwingen. Beide sind schuldig gegenüber dem Gesetz (oder Gott), sie stehen beide nur *vor dem Gesetz*, gelangen aber nicht zu seinem Ursprung, seiner Wirkung, sondern sind dem Offenen des Gesetzes und seiner Wirkung ausgesetzt.

Der Türhüter sagt nicht „Nein“ zum Eintritt in das Gesetz, sondern das Anschauen des Gesetzes und die Erfahrung seiner Wirkung werden aufgeschoben: *Es ist möglich, sagt der Türhüter, jetzt aber nicht.* Dieser Aufschub der Zeit bis zum Gelangen zum Gesetz ist das Zeitliche oder gar die Zeit selbst. Der vom Türhüter verfügte Aufschub auf unbestimmte Zeit wird zum endgültigen Aufschub, einem Aufschub bis zum Tod des Mannes. Aber selbst wenn der (individuelle) *Mann vom Lande* oder das (universelle) *man* (: jeder von uns) zum Gesetz gelangen sollte, würde sich herausstellen, dass *der Mann* oder *man* das Gesetz nicht ange getroffen haben wird. Futur II als vergangene Zukunft.

Es gibt das Gesetz, und doch ist es in der ganzen Erzählung abwesend. Das ist ein weiteres Rätsel der Erzählung. Das Gesetz, so Derrida, existiert nicht in der Weise, dass man von ihm sagen könnte „da ist es“. Was aber ist dieses zwar existierende, aber abwesende und gleichwohl Macht ausübende Gesetz? Es ist ein leeres Zeichen. Es ist dennoch kein Nichts, denn es ist machtvoll und übt Macht aus. (Quantenphysiker würden sagen: ein struktu-

riertes Vakuum, das den Urknall hervorgebracht und das Universum geschaffen hat.)

Ein solches leeres Zeichen ist auch das Gesetz. Es wird im Verlauf der Menschheitsgeschichte konkret ausgefüllt: vom frühesten bekannten Gesetzeswerk des babylonischen Königs Hammurabi über das Gesetzeswerk Solons von Athen, das Römische Recht, Napoleons Code Civil bis hin zu unserem BGB und zur StVO.

Obwohl „leer“, übt dieses Zeichen gleichwohl Macht aus, und dies nicht allein deshalb, weil seine Missachtung bestraft wird, sondern vor allem aus einer fundamentalen inneren Achtung heraus. Es ist diese Achtung, die Kant heraufruft, wenn er fragt: Woher rührt unsere Achtung dem Gesetz gegenüber? Er verzichtet auf eine Herleitung aus einer göttlichen Offenbarung, weil bei der Vielzahl von Religionen jeder etwas anderes darunter verstünde. Für Kant ist das Gesetz „rein“, d.h. es ist nicht autoritativ oder geschichtlich ableitbar, weil es zeitlose Geltung hat und aller Erfahrung vorausgeht: Es ist ein *a priori*, es war immer schon da. Er schreibt in seiner *Kritik der praktischen Vernunft* von 1787: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: *Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.*“ (Hervorh. Kant)

Die Gesetze der Himmelsmechanik und des gesellschaftlichen Zusammenlebens (: das *moralische Gesetz*) stammen aus einem gemeinsamen Ursprung. Dieser ist gleichzeitig unendlich fern und unendlich nah, oder auch: *zu fern* und *zu nah*. Derrida formuliert das Paradoxon: „Es gibt ein Gesetz, ein Gesetz, das *nicht da ist, das es aber gibt.*“ (Hervorh. Derrida)

Wie wäre dieses Paradoxon, wenn auch nicht aufzulösen, so doch zu verstehen?

Der Türhüter sagt zum Mann vom Lande, nachdem dieser sein Leben lang auf die Erlaubnis zum Eintritt gewartet hat und nun stirbt: *Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.*

In der ersten Fassung hatte der Türhüter einen Stab, mit dem er den Eintritt verwehrte. Diese strenge Geste hat Kafka gestrichen. Deutlich ge-

macht wird durch die Streichung, dass dem Mann die Möglichkeit offenstand, durch die Tür zu treten. Aber er tat es nicht. Das bedeutet: Der Mensch muss sich sein Gesetz selber geben. Dass er sich *vor dem Gesetz* befindet, bedeutet aufgrund des *a priori* des Gesetzes, dass er schon immer im Gesetz und unter dessen Macht gestanden hat und steht. Davon zeugt ein Signal im Text: Als des Mannes Augenlicht schwächer und es dunkel um ihn herum wird, macht er eine sonderbare Erfahrung: *Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht.*

„Im Gesetz sein“ ist gleichbedeutend mit „vor dem Gesetz sein“. Im Roman erklärt der Geistliche dem zunehmend verstörten Josef K.: *Das Gericht will nichts von Dir. Es nimmt Dich auf, wenn Du kommst, und es entlässt Dich, wenn Du gehst.* Der Mensch muss durch die Tür treten, er muss sich das Gesetz selbst geben, er selbst muss das „leere Zeichen“ ausfüllen. Erst durch sein eignes Tun gewinnt „das Gesetz“ seine Kraft.

Man kann es auch theologisch wenden. Ob es Gott gibt oder nicht, macht keinen Unterschied. Wie, wenn – die Religionskritik Ludwig Feuerbachs konsequent zu Ende gedacht – Gott selbst solch ein „leeres Zeichen“ wäre?

Damit ist der Mensch in die Freiheit entlassen und sich selbst überlassen. Sartre zieht daraus die Konsequenz: „Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt.“ Das bedeutet weiterhin: Er ist das, wozu er sich macht; der Sinn seines Lebens ist der, den er ihm gibt.

Wie der Mann vom Lande verharret auch Kafkas Erzählung selbst auf der Schwelle. Die Schwelle bezeichnet die Situation des Übergangs: das Eintreten oder davor Stehenbleiben. Er muss sich entscheiden, denn, so sagt der Türhüter: *Dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.*

Weshalb das Gesetz für den Mann vom Lande unerreicht geblieben ist, erklärt Derrida mit der *différance*. Diese *différance* ist in der Erzählung die Macht des Gesetzes. Sie ist unabschließbar, weil sie Tage und Jahre und schließlich bis zum Lebensende des Mannes dauert. Im Warten des Mannes sieht Derrida die Macht der *différance* als einen Aufschub: als die Entscheidung des Mannes, sich nicht zu entscheiden. Diese Macht bedeutet aber auch einen Aufschub für den Leser, der das Spiel der geheimnisvollen Spuren des Textes nicht zu enträtseln vermag. Für Derrida ist die *différance* ein „Meta-Gesetz“, das er in der Erzählung *Vor dem Gesetz* verkörpert sieht.

Derrida setzt in den *Préjugés* eine Diskussion fort, die er neun Jahre zuvor mit dem Text *Zur Kritik der Gewalt* von Walter Benjamin aus dem Jahr 1921 in einer eignen Studie *Gesetzeskraft. Der „mystische Grund der Autorität“* (1991) geführt hat. Es geht Benjamin um die Frage nach der Begründung des durch Gewalt konstituierten Rechts und dessen Verhältnis zur Gerechtigkeit. Hier eröffnet sich für Derrida ein „mystischer Abgrund“, und er schreibt: „Gerade in diesem Nicht-Wissen besteht das Ereignishafte des Ereignisses, das, was man auf naive Weise als dessen Gegenwart, als dessen Vorhandensein bezeichnet.“ Und zu Kafkas Erzählung schreibt er (*Gesetzeskraft*, S. 78 f.):

Das „Vor-dem-Gesetz-Sein“, das Kafka beschreibt, hat Ähnlichkeit mit dieser zugleich gewöhnlichen und furchtbaren Lage des Menschen, der das Gesetz nicht zu sehen bekommt, (...) der nicht zu ihm gelangen kann: das Gesetz ist nämlich in dem Maße transzendent, in dem der Mensch selbst es unter Gewaltanwendung begründen muss, und zwar als kommendes. (...) Das Gesetz ist transzendent, gewaltsam und nicht gewaltsam, weil es bloß von dem abhängt, der vor ihm steht. (...) Das Gesetz ist transzendent und theologisch, es bleibt immer im Kommen, es ist immer ein Versprochenes, weil es immanent, endlich und folglich bereits vergangen ist. Jedes „Subjekt“ befindet sich im voraus in dieser aporetischen Situation, es ist im voraus deren Gefangener.

Im Gespräch im Dom mit Josef K. belehrt ihn der Geistliche: *Richtiges Auffassen einer Sache und Missverstehn der gleichen Sache schließen einander nicht vollständig aus.*

Voilà la *différance*!

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz Druckerei BUTTONS4YOU e.U.

3400 Klosterneuburg

Auflage: 800

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,

Martin Scheuringer, Franz Schandl,

Severin Heilmann, Lorenz Glatz

Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela), Ilse

Bindseil (Berlin), Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la

Vega (Cordoba, Argentinien), Hermann Engster

(Göttingen), Lorenz Glatz jr. (Wien), Marianne

Gronemeyer (Friesenheim), Peter Klein (Nürnberg),

Paolo Lago (Verona), Neil Larsen (Davis, USA),

Massimo Maggini (Livorno), Stefan Meretz (Bonn),

Emmerich Nyikos (Mexiko-City), Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS/ABORICHTPREISE

3 Nummern-Abo (1½ Jahre) um 30 €

6-Nummern-Abo (3 Jahre) um 55 €

Sozialabo auf Anfrage.

Mitgliedschaft Trafoclub: 180 €/Jahr

Streifzüge-TRANS SPONSORING

Eins überweise etwa 10 € im Monat, 25 € im

Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen Betrag, den eins sich leisten kann und will.

Infos, Bestellung, Anmeldung unter:

www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Probenummer gratis

Wir leben in finsternen Zeiten.

Für unsere Publikum heißt es, dafür zu sorgen, dass es uns ganz kontrafaktisch weiter gibt. Das ist nun keine Pflicht, sondern ein wechselseitiger Wunsch.

Wir bitten Euch also zum

Streifzüge TRANSponsoring

Dieses funktioniert ganz einfach:

Eins überweise etwa 25 € im Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen Betrag, den eins sich leisten kann und will. Optimal sind Daueraufträge, damit wir auch entsprechend kalkulieren können.

Natürlich wissen wir, dass sich einige finanziell fast gar nichts leisten können. Aber die meisten können sich schon was abknöpfen, damit alle an unseren Inhalten und Angeboten partizipieren können.

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann, die/den bitten wir in den

TRA(ns)FO(rmatio)nsclub der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 180 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, halb- oder vierteljährlich.

Der TRAFO-Club bietet:

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Aktuelles Buch als Einstiegs Geschenk
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Infos, Bestellung, Anmeldung unter:

www.streifzuege.org/bestellen-spenden/trans-trafo-abo/

Hinterm Horizont

Petra Ziegler

Es würde schon helfen. Das Eingeständnis der eigenen Verstricktheit wäre ein notwendiger erster Schritt. Ent-Täuschung steht am Beginn aller Befreiung. Doch unserem Denken scheint kaum etwas ferner. Wir überschätzen unsere Spielräume. Allen täglichen, und durchaus so empfundenen objektiven Zwängen zum Trotz glauben wir uns weitgehend in Freiheit. Auf diese Freiheit pocht unsereins. Frei zu tun oder zu lassen, frei tüchtig was zu leisten. Um uns dann ordentlich was leisten zu können. Wir haben es doch in der Hand. Freilich – und das versteht sich gewissermaßen von selbst – auf Grundlage der bürgerlich-demokratischen Ordnung. Wenn es die ökonomische Vernunft gebietet, dann muss eben länger gearbeitet werden, dann muss eben mehr produziert werden, dann muss ein steigender Ressourcenverbrauch in Kauf genommen werden und ein mehr an Emissionen, dann wachsen die Müllberge eben weiter, dann muss eben gespart werden im Sozialbereich und den Faulpelzen das Geld gestrichen werden. Letzteres sowieso.

Wie es ist, muss es nicht sein. Die Nicht-Notwendigkeit der herrschenden Zustände ist geradezu *das* Charakteristikum unserer Zeit, macht sie skandalös und unannehmbar. Wann immer uns vorgerechnet wird, wie viel an monetären Mitteln nötig wäre – für die Versorgung aller mit Essentiellem etwa, für dies oder jenes –, heißt das in Wahrheit: Es ist machbar! Wir können das! Nicht, es wäre vorstellbar irgendwann, in hundert Jahren vielleicht ..., sondern: Jetzt! (Oder allenfalls, sobald das Nötige herangeschafft ist.) Dass unsere Wirklichkeit eine andere ist, liegt nicht an mangelnden Fähigkeiten oder Kenntnissen, nicht an technischem oder logistischem Unvermögen, nicht mal am Unwillen, an Gott oder Teufel, schlechtem Karma oder irgendeiner menschlichen Natur. Es ist der verrückten Gewohnheit geschuldet, allem, was es so braucht, auch noch *Wert* anzudichten. Das ist uns ganz selbstver-

ständig geworden, nennt sich Geld und bestimmt die Regeln: Nur was sich rechnet, darf wirklich werden, Machbarkeit entscheidet sich an Finanzierbarkeit. Und so gut wie alle glauben dran.

Die unselige Gewohnheit, ein auch nur einigermaßen menschenwürdiges Auskommen an den Erfolg eines reinen Selbstzweckunternehmens (nämlich aus Geld mehr Geld zu machen) zu knüpfen, vernebelt die Köpfe. So vollständig, dass ein Hinterfragen erst gar nicht in den Sinn kommt. So selbstverständlich, dass alle Verrücktheiten, die die kapitalistische Logik produziert, als Sachzwänge akzeptiert und vor jedes Bedürfnis gestellt werden.

Die Vorgaben von Ware und Wert schaffen Fakten. Sie erst formen, was uns als Realität tagtäglich konfrontiert und wir fortgesetzt reproduzieren. Die *herrschende* Realität bleibt, solange wir danach handeln, tatsächlich unhintergebar. Erst wenn wir uns unsere Befangenheit in den Verhältnissen vergegenwärtigen, können wir erahnen, dass die engen Grenzen innerhalb der gesetzten Form nicht den Horizont unserer Möglichkeiten bilden.

Wie sie denn nun aussehen soll die Welt jenseits des Kapitalismus, wohin soll es gehen? Und: Wie kommen wir dahin? „Was habt ihr anzubieten?“, fragt die gelernte KonsumentIn und beklagt fehlende Rezepte. Analysiert sei ja nun schon genug. – Ja und Nein, möchte ich sagen. Wie schnell lassen sich in den vermeintlichen Alternativen Spuren des Alten erkennen, fällt, was zur praktischen Umsetzung drängt, hinter die Kritik zurück. Dem Kern der Verhältnisse ist mit Umackern an der Oberfläche nicht beizukommen. Eben das macht die Kritik von Wert und Arbeit klar. Was aus dem Erkennen all dessen wie es eben nicht geht an Orientierung gewonnen werden kann, ist keine Kleinigkeit.